

Quellen



Zum Inhalt:

Ein wichtiges Kennzeichen der modernen, arbeitsteiligen und komplexen Wirtschaft ist ihr ständiger Wandel. Diese Einführung gibt einen ausgezeichneten ersten Überblick über die Veränderungen, die die europäische Wirtschaft seit dem Ende des 18. Jahrhunderts erfahren hat. Im Mittelpunkt stehen dabei die zentralen Bereiche der Ökonomie: wirtschaftliches Wachstum und Kapitalismus, Einkommensungleichheit und Konsum, Unternehmen, Geld, Wirtschaftstätigkeit der Staaten und globaler Handel. Zugleich stellt das Buch die wichtigsten Methoden der Wirtschaftsgeschichte und die strittigen Forschungskontroversen der vergangenen Jahre vor.

Zu den Autoren:

Jan-Otmar Hesse ist Professor für Wirtschafts- und Sozialgeschichte an der Universität Bayreuth.

Sebastian Teupe ist Juniorprofessor für Wirtschaftsgeschichte an der Universität Bayreuth.

Quellen zu:

Jan-Otmar Hesse, Sebastian Teupe
Wirtschaftsgeschichte
Band: 15

Herausgegeben von Frank Bösch,
Angelika Epple, Barbara Potthast,
Susanne Rau, Hedwig Röckelein, Gerd
Schwerhoff und Beate Wagner-Hasel

2., aktualisierte und erweiterte Auflage 2019

2019, 264 Seiten
Euro 18,95/Euro (A) 19,50/SFr 21,35
ISBN 978-3-593-51113-9

campus

Inhalt

Vorbemerkung zur Quellenauswahl und -edition

Quelle 1: Malthus, Thomas (1977 [1798]), *Das Bevölkerungsgesetz*

Quelle 2: Berechnungsweisen der Wachstumsraten des Bruttoinlandsprodukts von Weltregionen

Quelle 3: Weber, Max (1920 [1904/05]), »Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus«, in: ders. (Hg.), *Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie I*, S. 1–236

Quelle 4: Schnapper-Arndt, Gottlieb (1883), *Hoher Taunus – Eine sozialstatistische Untersuchung in fünf Dorfgemeinden* (Staats- und Socialwissenschaftliche Forschungen, Bd. 4)

Quelle 5: Wie lebt die Familie?, aus: *Heim und Werk*, Heft 12 vom 8. Juni 1951, S. 26f.

Quelle 6: Carnegie, Andrew (1993 [1920]), *Geschichte meines Lebens. Vom schottischen Webersohn zum amerikanischen Industriellen 1835–1919*

Quelle 7: Schumpeter, Joseph A. (1926²), *Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung. Eine Untersuchung über Unternehmergeinn, Kapital, Kredit, Zins und den Konjunkturzyklus*

Quelle 8: Gesetz zur Erklärung der Rechte und Freiheiten der Untertanen und zur Festlegung der Thronfolge (»Bill of Rights«) vom 23. Oktober 1689

Quelle 9: Friedrich der Große (1922 [1752]), *Die Politischen Testamente*

Quelle 10: »Ein Märchen«, Leserbrief aus der Tageszeitung Holsteinischer Courier vom 31. August 1923

Quelle 11: Hentschel, Volker (1981), »Produktion, Wachstum und Produktivität in England, Frankreich und Deutschland von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum Ersten Weltkrieg. Statistische Grenzen und Nöte beim internationalen wirtschaftshistorischen Vergleich«, in: *Vierteljahresschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte* 68, Heft 4, S. 457–510

Quelle 12: »Deutsche Bankhäuser als Kaffeeverteuerer«, *Berliner Tageblatt* vom 17. März 1911

Quelle 13: Niehans, Jürg (1995), *Geschichte der Außenwirtschaftstheorie im Überblick*

Vorbemerkung zur Quellenauswahl und -edition

Die folgende Zusammenstellung enthält Quellentexte und Textauszüge aus der Literatur, die den Haupttext an den jeweils bezeichnenden Stellen ergänzen. Es handelt sich um exemplarische Fortführungen des im Haupttext ausgeführten Zusammenhangs, weshalb hier auf weitergehende Kommentierungen oder Einleitungen der Quellentexte verzichtet wird. Bei einigen Quellen haben wir über den Haupttext hinaus auf weiterführende, erläuternde Sekundärliteratur verwiesen.

Sämtliche Quellen werden nach zum Teil älteren deutschsprachigen Übersetzungen zitiert, wobei nicht weiter geprüft wurde, ob diese Übersetzungen das fremdsprachige Original nach heutigem Maßstab angemessen wiedergeben. Insbesondere bei älteren Übersetzungen empfiehlt sich daher eine Prüfung anhand des Originaltextes. In allen Quellen sind Hervorhebungen stets aus dem Original (bzw. der deutschen Übersetzung des Originals). Es wurden keine eigenständigen Hervorhebungen verwendet. Auslassungen (auch längerer Passagen) werden mit dem üblichen Auslassungszeichen [...] gekennzeichnet. Die Seitenwechsel des Originals sind mit // gekennzeichnet.

Bayreuth, Juli 2019

Jan-Otmar Hesse und Sebastian Teupe

Quelle 1**Malthus, Thomas (1977 [1798]), *Das Bevölkerungsgesetz***

Auszüge: S. 13–15, 20–25

zu S. 22 im Buch

Die großen, unvorhergesehenen Entdeckungen, die in jüngster Zeit in der Naturwissenschaft gemacht worden sind; die zunehmende Verbreitung des allgemeinen Wissens aufgrund der Ausbreitung des Buchdrucks; die glühende und doch stetige Wißbegier, die nicht nur die gebildete, sondern auch die ungebildete Welt erfüllt; das neuartige, ganz ungewohnte Licht, in dem politische Zustände sich zeigen und das Verwirrung auslöst, da ihr Verständnis schwierig ist; und insbesondere jene überwältigende Erscheinung am politischen Horizont, die Französische Revolution, die wie ein flammender Komet dazu bestimmt scheint, entweder frisches Leben und neue Kraft hervorzurufen oder die verschreckten Erdbewohner zu versengen, zu verderben: all dies hat zusammengewirkt, um viele urteilsfähige Köpfe zu der Ansicht kommen zu lassen, daß wir am Beginn eines Zeitalters stehen, das Veränderungen von weitreichender Bedeutung mit sich bringen wird – Veränderungen, die für das zukünftige Schicksal der Menschheit bis zu einem gewissen Grad entscheidend sein werden.

Es ist die Meinung vertreten worden, daß es nun darauf ankomme, ob der Mensch weiterhin mit beschleunigter Geschwindigkeit auf das Unbegrenzte, die bisher unvorstellbare Vervollkommnung zustreben wird, oder ob er zu einem unablässigen Auf und Ab von Glück und Elend verurteilt ist und trotz aller Anstrengung dem ersehnten Ziel nicht näher kommt.

Angesichts der Sorge jedoch, mit der jeder, der es mit der Menschheit wohlmeint, das Ende dieser qualvollen Ungewißheit erwarten muß, und in Anbetracht der Neugier, mit der der forschende Geist jeglichen Lichtstrahl begrüßen würde, der einen Blick in die Zukunft ermöglicht, kann es nicht genug beklagt werden, daß die Autoren, die sich über jede Seite dieser wichtigen Frage auslassen, ihre weit auseinanderstrebenden Wege gehen. Ihre Folgerungen treffen sich nicht auf der Grundlage einer // objektiven Untersuchung. Das Problem ist nicht auf einige wenige Fragestellungen zugespitzt worden, so daß selbst im Bereich der Theorie kaum ein Ansatz zur Entscheidung sichtbar wird.

[...] // Ich habe manche der Spekulationen über die Vervollkommnungsfähigkeit von Mensch und Gesellschaft mit großen Vergnügen gelesen. Die faszinierenden Bilder, die sie entwarfen, haben mich angeregt und mir gefallen. Ich wünsche mir sehnlichst einen dermaßen beglückenden Fortschritt. Zu meinem Leidwesen sehe ich aber große und – nach meiner Ansicht – unüberwindliche Hindernisse, die den Weg zu einer Verwirklichung versperren. Eben diese Hindernisse nachzuweisen, ist meine Absicht; doch möchte ich zugleich erklären, daß ich weit entfernt davon bin, mich über die Hindernisse zu freuen, nur um einen Grund zum Triumph über die Befürworter von Neuerungen zu haben. Nichts würde mir besser gefallen, als wenn sämtliche Barrieren beseitigt werden könnten.

[...]

2. Kapitel [...]

Ich habe behauptet, daß die Bevölkerung bei ungehindertem Wachstum in einer geometrischen Reihe zugenommen hat, der Unterhalt für den Menschen aber in einer arithmetischen Reihe.

Wir wollen überprüfen, ob diese Behauptung richtig ist [...]

// In den Vereinigten Staaten von Amerika, wo die Unterhaltsmittel bis heute in weit größerer Menge zur Verfügung stehen, die Sitten des Volkes reiner und demzufolge die Hindernisse für frühe Heiraten geringer sind als in einem der modernen Staaten Europas, hat es sich erwiesen, daß sich die Bevölkerungszahl in 25 Jahren verdoppelt.

Diese Wachstumsquote wollen wir – obschon sie beinahe die äußerste Vermehrungsmöglichkeit darstellt, nichtsdestoweniger aber der tatsächlichen Erfahrung entspricht – als unsere Richtschnur annehmen und demnach behaupten, daß die Bevölkerung, falls keine Hindernisse auftreten, jeweils im Zeitraum von 25 Jahren auf die doppelte Zahl von Köpfen anwächst, somit also in einer geometrischen Reihe zunimmt.

Nun wollen wir irgendeinen Teil der Erde herausgreifen, unsere Insel zum Beispiel, und nachprüfen, in welchem Verhältnis die von ihr aufgebrauchten Nahrungsmittel vermutlich zunehmen können. Dabei wollen wir zunächst von dem gegenwärtigen Stand der Bodennutzung ausgehen.

Wenn ich voraussetze, daß durch die bestmögliche Politik, durch die Bebauung von mehr Boden und durch erhebliche Förderung der Landwirtschaft die Erträge unseres Inselreiches in den ersten 25 Jahren auf das Doppelte gesteigert würden, so ist damit gewiß soviel zugestanden, wie man eben noch mit Fug und Recht erwarten kann.

Unmöglich aber wäre es, wollte man hoffen, daß in den darauffolgenden Jahren der Ertrag vervierfacht werden könnte. Das würde allen unseren Kenntnissen von den Eigenschaften des Bodens widersprechen. Das Höchste, was wir uns vorstellen können, liefe darauf hinaus, daß die Zunahme im zweiten Zeitraum von 25 Jahren dem gegenwärtigen Ertrag entsprechen würde. Wir wollen diese Annahme, obschon sie gewiß weit von der Wahrheit entfernt ist, als unsere Regelquote aufstellen und behaupten, daß aufgrund gewaltiger Anstrengungen der Gesamtertrag der Insel in jeweils 25 Jahren um eine ebensogroße Menge an Unterhaltsmitteln wachse, wie sie gegenwärtig hervorgebracht wird. Der überschwenglichste Spekulant kann kein größeres Wachstum erhoffen als dieses. In wenigen Jahrhunderten würde dabei jeder Morgen Land auf unserer Insel zu einem Garten geworden sein. //

Diese Wachstumsquote entspricht jedoch offensichtlich einer arithmetischen Reihe.

Man kann deshalb billigerweise behaupten, daß die Unterhaltsmittel in einer arithmetischen Reihe zunehmen. Nunmehr sind die Folgen aus den beiden verschiedenen Wachstumsquoten gegeneinander abzuwägen.

Die Bevölkerung der Insel wird auf etwa sieben Millionen geschätzt, und wir wollen annehmen, der gegenwärtige Ernteertrag reiche aus, um eine solche Zahl zu ernähren. Nach den ersten 25 Jahren würde die Bevölkerung 14 Millionen betragen, und da die Nahrungsmenge ebenfalls verdoppelt worden wäre, würden die Mittel für den Lebensunterhalt dem Bevölkerungswachstum entsprechen. Nach den nächsten 25 Jahren würde die Bevölkerung 28 Millionen zählen, doch die Unterhaltsmittel würden nur zur Versorgung von 21 Millionen ausreichen. In der folgenden Periode würde die Bevölkerung auf 56 Millionen anwachsen, die Mittel für den Unterhalt aber könnten nur für die Hälfte dieser Zahl genügen. Am Ende des ersten Jahrhunderts wäre die Bevölkerungszahl auf 112 Millionen angestiegen, während die

Unterhaltungsmittel nur für 35 Millionen ausreichen würden, so daß 77 Millionen gänzlich unversorgt blieben.

Eine große Auswanderungsbewegung setzt notwendigerweise elende Verhältnisse der einen oder der anderen Art in dem Land voraus, das verlassen wird. Wenige Menschen werden nämlich ihre Familie, ihre Verwandten und Freunde, ihre Heimat verlassen, um sich in der Fremde in ungewohntem Klima niederzulassen, ohne daß sie entweder erheblichen Druck dort ausgesetzt waren, wo sie zu Hause gewesen sind, oder sich Hoffnung auf beachtliche Vorteile in dem Land machen, wohin sie wollen.

Um diese Beweisführung auf eine allgemeinere Grundlage zu stellen, die weniger von den besonderen Gesichtspunkten der Auswanderung bestimmt ist, wollen wir die ganze Erde anstatt eines einzelnen Landes heranziehen und voraussetzen, daß die Schranken für die Bevölkerungsvermehrung überall aufgehoben sind. Wenn der Unterhalt des Menschen, den die Erde hervorbringt, in jeweils 25 Jahren um dieselbe Menge zunehmen würde, die gegenwärtig auf der ganzen Erde erzeugt wird, so hieße dies, daß die Produktionskraft der Erde völlig unbegrenzt und deren Wachstumsquote viel größer ist, als wir sie uns aufgrund aller nur erdenklichen Anstrengungen der Menschheit vorstellen können.

Nehmen wir für die Bevölkerung der Welt eine bestimmte // Zahl an, zum Beispiel 1000 Millionen, so würde die Vermehrung der Menschheit in der Reihe 1, 2, 4, 8, 16, 32, 64, 128, 256, 512 etc. vor sich gehen, die der Unterhaltungsmittel in der Reihe 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10 etc. Nach 225 Jahren würde die Bevölkerung zu den Nahrungsmitteln in einem Verhältnis von 512 zu 10 stehen, nach 300 Jahren wie 4096 zu 1, und nach 2000 Jahren wäre es beinahe unmöglich, den Unterschied zu berechnen, obschon der Ernteertrag zu jenem Zeitpunkt zu einer ungeheuren Größe angewachsen wäre.

Bei dieser Annahme sind den Erträgen der Erde keine Grenzen gesetzt; sie mögen unablässig zunehmen und größer sein als jede bestimmbare Menge. Dennoch kann, da die Vermehrungskraft der Bevölkerung eine Größe höherer Ordnung darstellt, das Wachstum der Unterhaltungsmittel gehalten werden, indem das unabdingbare Gesetz der Not die stärkere Kraft in ihrer Entfaltung hemmt.

Die Auswirkung dieses Hemmnisses müssen nun einer näheren Betrachtung unterzogen werden. [...]

Die Folgen dieser Hemmnisse sind beim Menschen verwickelter. Der Trieb zur Vermehrung seiner Art ist bei ihm zwar gleichermaßen mächtig, aber die Vernunft hemmt seinen Instinkt und stellt ihn vor die Frage, ob er nicht Wesen in die Welt setzt, für deren Lebensunterhalt er keine Vorsorge treffen kann. In einer Gesellschaft, in der Gleichheit herrscht, wäre dies das einzige Problem. Im gegenwärtigen Zustand der Gesellschaft fallen noch andere Gesichtspunkte ins Gewicht. Wird er seine Stellung im Leben nicht verschlechtern? Wird er sich nicht größeren Schwierigkeiten aussetzen, als die sind, denen er sich im Augenblick gewachsen fühlt? Wird er nicht zu härterer Arbeit gezwungen sein? Werden auch seine äußersten Anstrengungen, falls er eine vielköpfige Familie hat, ihn in den Stand setzen, sie zu // unterhalten? Wird er seine Nachkommen nicht zerlumpt, verelendet sehen, ihren Schrei nach Brot hören, das er ihnen nicht geben kann? Und wird er sich nicht schließlich so weit demütigen müssen, daß er seine Unabhängigkeit aufgibt, um sein Leben durch die kärgliche Spende der Nächstenliebe fristen zu können?

Solche Überlegungen sind zur Abschreckung geeignet und schrecken bestimmt eine sehr große Anzahl von Männern aus allen zivilisierten Völkern davon ab, dem Diktat der Natur

durch eine frühe Bindung an nur eine Frau Folge zu leisten. Dabei führt diese Zurückhaltung fast mit Notwendigkeit – obschon nicht mit absoluter Konsequenz – zum Laster. Jedoch ist in allen Gesellschaften, selbst in den lasterhaftesten, die Neigung zu einer tugendhaften Bindung so stark, daß ein stetiges Bestreben nach Bevölkerungsvermehrung zu beobachten ist. Dieses stetige Bestreben führt dazu, daß die unteren Klassen der Gesellschaft ebenso stetig in Not geraten und daß jegliche fühlbare Verbesserung ihrer Lage verhindert wird.

Diese Auswirkungen scheinen auf die nachfolgend beschriebene Weise hervorgerufen zu werden. Wir wollen annehmen, daß die Unterhaltsmittel in einem Land gerade ausreichen, um die Bewohner ohne Schwierigkeiten zu versorgen. Das stetige Bestreben nach Bevölkerungsvermehrung, das nachweislich sogar in den verderbtesten Gesellschaften zu finden ist, läßt die Bevölkerungszahl anwachsen, ehe die Unterhaltsmittel zugenommen haben. Deshalb muß die Nahrung, die zuvor für sieben Millionen ausreichte, nunmehr an siebeneinhalb oder acht Millionen verteilt werden. Die Armen müssen zwangsläufig noch schlechter leben, und viele von ihnen werden in äußerster Not geraten. Da auch die Zahl der Arbeiter die Nachfrage auf dem Arbeitsmarkt übersteigt, wird der Arbeitslohn eine fallende Tendenz zeigen, während gleichzeitig der Preis der Lebensmittel eine steigende Tendenz aufweisen wird. Der Arbeiter muß daher mehr Arbeit leisten, um dasselbe zu verdienen wie zuvor. Während dieser Zeit der Not sind die Bedenken gegenüber einer Heirat und die Schwierigkeit, eine Familie zu erhalten, so groß, daß die Bevölkerungszahl auf demselben Stand bleibt. Unterdessen ermutigt der niedrige Wert der Arbeit, der Überfluß an Arbeitskräften und die Notwendigkeit verstärkten Fleißes die Landbesitzer, mehr Arbeit auf ihren Boden zu verwenden, neues Land urbar zu machen und das bereits bebaute zu düngen und gründlicher zu bestellen, bis schließlich die Unterhaltsmittel wieder im gleichen Verhältnis zur Bevölkerung stehen, wie zu // der Zeit von der wir ausgegangen sind. Ist dann die Lage der Arbeiter wieder einigermaßen erträglich geworden, werden die Hemmnisse der Bevölkerungsvermehrung mehr und mehr unwirksam; es wiederholen sich – im Hinblick auf den Wohlstand – dieselben rückläufigen und fortschrittlichen Bewegungen. [...]

Weiterführende Literatur:

Ehmer, Josef (2004), *Bevölkerungsgeschichte und Historische Demographie 1800–2000*, München.

Quelle 2

Berechnungsweisen der Wachstumsraten des Bruttoinlandsprodukts von Weltregionen

zu S. 31 im Buch

Vorbemerkung: Im Unterschied zu allen anderen Quellen, die in unserer Einführung als Zusatzmaterial zur Verfügung gestellt werden, führt dieses Material keine Quelle im historiographischen Sinn auf, sondern eine Statistik, die wir auf der Grundlage von unterschiedlichen Datenbanken zusammengestellt haben. Die »Quellengrundlage« für solche Statistiken ist dabei immer problematisch und angreifbar. Je nachdem, wie man das Ausgangsmaterial berechnet und präsentiert, lassen sich unterschiedliche Aussagen stützen. Wir möchten in diesem Abschnitt daher die Datenherkunft für die Tabelle 1 und die von uns gewählten Berechnungsweisen problematisieren und kritisch diskutieren. Diese Kritik könnte beispielsweise dazu benutzt werden, selbst alternative Berechnungsweisen der Wachstumsraten des Bruttoinlandsprodukts von Weltregionen vorzunehmen und diese mit unserer Tabelle zu vergleichen. Die Voraussetzung hierfür wäre die rudimentäre Beherrschung eines Tabellenkalkulationsprogramms. Es folgt eine schrittweise Erläuterung unseres Vorgehens mit den jeweiligen Links zur Datenbank des »Maddison-Projektes«.

Tabelle 1: Jährliche Wachstumsraten des GDP p. c. in verschiedenen Regionen 1820–2016 (kaufkraftbereinigte Dollar von 2011, in Prozent)

Weltregion*	1820– 1870**	1870– 1913	1913– 1929	1929– 1950	1950– 1973	1973– 1998	1998– 2007	2007– 2016
Westeuropa	0,95	1,28	1,05	0,44	4,11	1,88	1,91	–0,08
Western Offshoots	1,42	1,81	1,52	1,76	2,46	1,91	1,91	0,46
Westasien	–	–	–	–	5,08	0,74	2,49	0,82
Ostasien	–	0,52	0,81	-0,65	3,75	3,00	4,63	4,02
Lateinamerika	0,10	1,20	1,72	1,45	2,97	1,09	1,89	0,83
Osteuropa	0,64	1,15**	0,38	2,55	3,58	-1,03	6,51	1,78
Afrika	0,12	0,64**	–	–	2,47	0,35	2,49	1,26
Welt	0,53	(1,38)	1,13	0,59	3,04	1,21	2,88	1,60

* Die Weltregionen folgen der Länderabgrenzung des Maddison-Projektes an der Universität Groningen (<https://www.rug.nl/ggdc/historicaldevelopment/maddison/>). Die Ländergruppen enthalten u.a.: Western Offshoots (USA, Kanada), Westasien (Iran, Türkei), Ostasien (China, Japan), Osteuropa (Sowjetunion). Genauere Erläuterungen finden sich in der Quelle 2 unter www.campus.de.

** Zahlen in kaufkraftbereinigtem Dollar von 1992 nach: Maddison, Angus (2006), *The World Economy*, Paris, S. 126.

1. Die Herkunft der Daten

Angus Maddison (1926–2010) war ein weltweit anerkannter Wirtschaftshistoriker, der sich große Verdienste um die Rekonstruktion von historischen makroökonomischen Daten erworben hat. Sein Lebenswerk besteht in einer Rekonstruktion der Volkswirtschaftlichen Gesamt-

rechnung für eine große Zahl von Ländern, wobei Schätzungen unvermeidlich sind. Die von Maddison und seinem Team an der Universität Groningen zusammengetragenen Daten wurden erstmals 1995 durch die OECD veröffentlicht, für die Maddison auch lange Zeit gearbeitet hatte. Es folgten mehrere Neuauflagen dieser Tabellenwerke, sowohl in Form von Publikationen als auch in Form von digital verfügbaren Datensätzen. Die Daten werden bis heute in den Wirtschaftswissenschaften vielfach verwendet, insbesondere wenn es um langfristige ökonomische Wachstumsprozesse geht. Die Tatsache, dass die Daten auch Gegenstand intensiver Kontroversen geworden sind, wird dabei nicht immer berücksichtigt. Nach Maddisons Tod haben seine Kollegen und Mitarbeiter an der Universität Groningen das »Maddison-Projekt« gestartet, das die älteren Daten in einer Datenbank über das Internet zur Verfügung stellt. Die Daten wurden verbessert, es wurden Daten hinzugefügt und diverse Änderungen vorgenommen, die zum Teil auf die ältere Kritik reagierten. Wie auch schon in den älteren Publikationen wird jeweils ein großer Aufwand betrieben, um die Herkunft und Charakteristika der Daten zu beschreiben. Die Daten selbst und die Beschreibungen der jeweiligen »releases« finden sich unter folgendem Link:

<https://www.rug.nl/ggdc/historicaldevelopment/maddison/releases/maddison-project-database-2018>

2. Die Charakteristika der Daten

Die Daten des Maddison-Projektes gehen von der modernen volkswirtschaftlichen Gesamtrechnung aus, die seit den 1950er Jahren von den statistischen Ämtern der Nationalstaaten nach Regeln erstellt werden, die in zunehmenden Maße international standardisiert wurden. Ältere Daten werden üblicherweise geschätzt, wobei hierzu die Bevölkerungszahl und unterschiedliche Produktionsleistungen der Volkswirtschaften die wichtigsten Kennziffern bilden. Maddison und seine Nachfolger können sich hierzu auf eine lange Forschungstradition in den jeweiligen Ländern stützen. Für Deutschland ist das Buch von Walter G. Hoffmann (*Das Wachstum der Deutschen Wirtschaft seit 1850*, Berlin 1965) nach wie vor das wichtigste Referenzwerk.

Ein zentrales statistisches Problem bei all diesen Berechnungen ist nun aber die Vergleichbarkeit der Daten, einerseits zwischen unterschiedlichen Ländern und andererseits über die Zeit hinweg. Die Datenreihen müssen hierzu um den Effekt der Preisinflation »bereinigt« werden. Dieser Prozess der »Deflationierung« wird in Kapitel 6 unserer Einführung beschrieben. Zugleich müssen die Werte für die unterschiedlichen Länder aber vergleichbar sein. Hierzu wird üblicherweise der Ansatz der Kaufkraftparitätenbereinigung benutzt, der ebenfalls in Kapitel 6 beschrieben wird. Es wird damit letztlich versucht, das Jahreseinkommen beispielsweise eines Deutschen im Jahr 1910 so auszudrücken, dass es der Kaufkraft eines US-Amerikaners im Jahr 2011 entspricht. Der Reichtum eines Deutschen aus dem Jahr 1910 entspricht ungefähr dem, was sich ein Amerikaner hätte leisten können, der im Jahr 2011 5.400 Dollar zur Verfügung hatte.

Angus Maddison baute seine Berechnungen auf einer Kaufkraftparitätenbereinigung auf, die im Auftrag der OECD 1992 vorgenommen wurde. Damals wurden alle Währungen auf den Dollar bezogen, so dass sich die jeweiligen nationalen Werte des GDP p.c. in »internationalen Dollar« ausdrücken ließen. Die Nachfolger von Maddison haben dieses Verfahren mit

dem jüngsten »Release« von 2018 geändert. Der Bezug aller Währungen auf den Dollar hatte nämlich zur Folge, dass so getan wurde, als würde in allen Ländern ein ähnlicher Warenkorb konsumiert werden. Das war natürlich nicht der Fall, sodass beispielsweise die relativ größere Bedeutung eines PKW in den USA zu einer verzerrten Darstellung der Konsummöglichkeiten in einem anderen Land führte. Die neuen Berechnungen stellen nun zwei unterschiedliche Datenreihen zur Verfügung, von denen eine die Veränderung der relativen Preise in unterschiedlichen Ländern berücksichtigt und daher für Einkommensvergleiche zwischen Ländern tauglich ist (CGDPpc). Es wird also ein Maßstab gesucht, der das Einkommensniveau von Deutschen im Jahr 1910 mit dem von Amerikanern, Franzosen, Engländern und Indern etc. im selben Zeitraum vergleichbar macht. Die andere schreibt – wie die älteren Maddison-Daten – die Kaufkraftparität eines Basisjahres fest und eignet sich zur Analyse von nationalen Wachstumsraten im internationalen Vergleich, aber nicht zum Vergleich von Einkommensniveaus und Reichtum (RGDPNApc). Wir verwenden für unsere Tabelle diese zweite Datenreihe, die im Release 2018 nun das Basisjahr 2011 für die Preisbereinigung erhalten hat. Die Daten unterscheiden sich zum Teil erheblich (und zwar desto mehr, je weiter vom Basisjahr 2011 in die Vergangenheit zurückgegangen wird). Beispielsweise wird das durchschnittliche GDP p.c. für das Deutsche Reich nach dem CGDPpc mit 5.386 internationalen Dollar des Jahres 2011 angegeben, nach dem RGDPNApc aber mit 6.763 Dollar (2011), da bei den beiden Berechnungen letztlich unterschiedliche Warenkörbe zu Grunde gelegt werden.

Weil in der neuen Datenbank für den Zeitraum zwischen 1820 und 1870 keine Daten zur Verfügung standen, haben wir für diese Periode (und für zwei Weltregionen auch darüber hinaus) auf die älteren Maddison-Daten zurückgegriffen. Weil die eine Zahlengruppe aber Wachstumsraten von GDP p.a.-Werten berechnet, die für das Jahr 1992 kaufkraftbereinigt sind, die andere aber für das Jahr 2011, geben sie nur einen ungefähren Vergleich an. Die durchschnittliche Wachstumsrate für die Weltwirtschaft insgesamt ist für die Jahre 1870–1913 ohne die beiden älteren Werte berechnet und daher eingeklammert.

Vorschlag für einen Arbeitsauftrag: Um die Unterschiede in den beiden Methoden der Kaufkraftbereinigung deutlich zu machen, könnte SchülerInnen und StudentInnen die Aufgabe gegeben werden, die Wachstumsrate für ein Land auf der Grundlage der jeweils unterschiedlichen Datenreihen zu berechnen.

Die Zahlen für beide Datenreihen finden sich hier. Zur Bearbeitung wird ein Tabellenkalkulationsprogramm benötigt. Die Wachstumsraten berechnen sich nach der folgenden Formel:

$$\text{CAGR} = (\text{EW} / \text{SW})^{1/n} - 1$$

Die sogenannte Compound Annual Growth Rate (CAGR) stellt die durchschnittliche jährliche Wachstumsrate dar. Anders ausgedrückt gibt sie denjenigen Prozentsatz wieder, um bei einer Laufzeit von n Jahren von dem anfänglichen Startwert (SW) auf den Endwert (EW) zu gelangen. Das Ergebnis wird anschließend mit 1 subtrahiert, um ausschließlich das jährliche Wachstum zu betrachten. Würde man diesen Schritt überspringen, so würde sich das GDP neben dem eigentlichen Wachstum fälschlicherweise auch noch jährlich um den Startwert (SW) erhöhen. Ein einfaches Zahlenbeispiel verdeutlicht das Problem. Ein Anstieg von 1.000 auf 1.100 Dollar nach einem Jahr entspricht einer Wachstumsrate von 0,1 bzw. 10 Prozent.

Ohne die Subtraktion am Ende der Berechnung würde man jedoch auf eine irreführende Wachstumsrate von 1,1 bzw. 110 Prozent kommen. Würde der Startwert tatsächlich um 110 Prozent wachsen, entspräche dies einem Endwert von 2.100 Dollar. Dies weicht deutlich von dem tatsächlichen Endwert von 1.100 Dollar ab. Um also auf die korrekte Wachstumsrate zu kommen, korrigieren wir das Ergebnis um -1.

Beispiel CAGR für Deutschland: Laut RGDPNApc lag das GDP im Jahr 1950 für Deutschland bei 7.840 Dollar (SW), während es im Jahr 2000 bereits auf 37.776 Dollar angestiegen ist (EW). Der Zeitraum beträgt 50 Jahre (n). Somit ergibt sich über diesen Zeitraum folgende durchschnittliche Wachstumsrate:

$$\text{CAGR} = (37.776 / 7.840)^{1/50} - 1 \approx 3.19\%$$

3. Regionale Komposition der Daten

Eine wichtige Festlegung in den Daten von Angus Maddison bestand in der Abgrenzung der Weltregionen, für die jeweils Wachstumsraten usw. berechnet wurden. Wir haben auch diese Klassifikation weitgehend übernommen. Eine unübliche und auch umstrittene Innovation von Maddison war dabei, dass er die USA zusammen mit Neuseeland, Australien und Kanada als »Western Offshoots« behandelte. Im Maddison-Projekt taucht nun eine neue Klassifizierung auf, indem »Asien« in West- und Ostasien unterteilt wird. Dabei enthält Ostasien sowohl China als auch Japan, also zwei Länder mit sehr unterschiedlichen Entwicklungsverläufen. Die Länder Westasiens sind dagegen sehr stark durch die Ölförderländer, Iran und Saudi-Arabien, getrieben.

Die Ausweisung von »Weltregionen« folgte wohl letztlich einem didaktischen Motiv, weil die zwischenzeitlich auf 169 Länder angewachsene Datenbank andernfalls keine sinnvoll zu präsentierenden Ergebnisse mehr erlauben würde. Auf der anderen Seite verdeckt die Identifikation von Weltregionen, dass für viele dieser Regionen gerade für die Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg nur wenige Daten vorliegen. So basierte die ältere Dokumentation der Wachstumsraten »Afrikas« fast ausschließlich auf Daten zu Südafrika. Bei der Verwendung der Daten ist daher darauf zu achten, welche »Weltregionen« beobachtet werden, ob diese regionale Abgrenzung für das eigene Erkenntnisinteresse zweckmäßig ist und vor allem, welche Daten historisch für die Regionen überhaupt zur Verfügung stehen.

Wir dokumentieren in der folgenden Tabelle, welche Länder genau für die jeweiligen Zeiträume unserer Tabelle 1 berücksichtigt worden sind.

<i>Weltregion</i>	<i>1870–1950</i>	<i>1950–2016</i>
Westeuropa	Frankreich, Spanien, Dänemark, Norwegen, Österreich, Großbritannien, Griechenland, Belgien, Niederlande, Italien, Schweden, Finnland, Schweiz, Portugal, Deutschland	1870-Länder + Irland, Island, Malta, Zypern, Luxemburg
Westeuropäische Auswanderungsgebiete	Kanada, Australien, Neuseeland, USA	1870-Länder
Westasien	–	Libanon, Israel, Bahrain, Irak, Iran, Kuwait, Jordan, Katar, Vereinigte Arabische Emirate, Türkei, Syrien, Oman, Saudi-Arabien, Palästina, Jemen
Ostasien	Thailand, Indien, China, Indonesien, Japan, Sri Lanka	1870-Länder + Südkorea, Malaysia, Kambodscha, Myanmar, Pakistan, Afghanistan, Singapur, Taiwan, Laos, Philippinen, Bangladesch, Vietnam, Nepal, Nordkorea, Mongolei, Hong Kong
Lateinamerika	Uruguay, Venezuela, Chile, Brasilien, Mexiko, Argentinien, Peru, Kolumbien	1870-Länder + Paraguay, Haiti, Nicaragua, El Salvador, Guatemala, St. Lucia, Jamaika, Honduras, Panama, Ecuador, Bolivien, Dom. Republik, Puerto Rico, Trinidad und Tobago, Costa Rica, Barbados, Kuba, Dominica
Osteuropa	Tschechoslowakei, Ungarn, Polen, Jugoslawien, Albanien, Rumänien, UdSSR	1870-Länder + Bulgarien
Afrika	–	Algerien, Ghana, Mali, Marokko, Madagaskar, Seychellen, São Tomé und Príncipe, Namibia, Kap Verde, Gambia, Lesotho, Sudan, Sierra Leone, Gabun, Burundi, Uganda, Äquatorialguinea, Ägypten, Mauretanien, Liberia, Angola, Sambia, Mosambik, Benin, Zimbabwe, Kongo, Zentralafrikanische Republik, Tschad, Libyen, Komoren, Nigeria, Dschibuti, Tansania, Burkina Faso, Malawi, Niger, Kenia, Guinea-Bissau, Botswana, Togo, Demokratische Republik Kongo, Mauritius, Senegal, Swasiland, Kamerun, Somalia, Guinea, Südafrika, Ruanda, Äthiopien, Elfenbeinküste, Tunesien

Vorschlag für einen Arbeitsauftrag: SchülerInnen und StudentInnen könnten berechnen, wie sich die Wachstumsrate für »Ostasien« ändert, wenn beispielsweise Japan weggelassen wird – oder wie hoch die Wachstumsrate für Japan ist, wenn es nicht Bestandteil von »Ostasien« ist. Ähnliche Effekte lassen sich finden, wenn Deutschland aus »Westeuropa« isoliert wird.

4. Zeitliche Komposition der Daten

Die Einteilung der Zeitperioden hat großen Einfluss auf die Ergebnisse, die in einer solchen Tabelle präsentiert werden. In der ursprünglichen Tabelle von Maddison wurde beispielsweise der Zeitraum zwischen 1913 und 1950 immer als einheitlicher Zeitraum betrachtet, wodurch die gesamte Periode als eine globale Wirtschaftskrise erschien. Wir haben für die neue Tabelle den Zeitraum in zwei Perioden unterteilt, vor und nach dem Beginn der Weltwirtschaftskrise 1929. Hierdurch wird deutlich, dass es in dieser Periode in einigen Teilen der Welt – beispielsweise in Lateinamerika – durchaus zu Prosperität kam. Bei der Benutzung der Tabelle ist also zu beachten, dass je nach Wahl der Berechnungsintervalle die berechneten Wachstumsraten durchaus sehr verschieden sein können.

Vorschlag für einen Arbeitsauftrag: SchülerInnen und StudentInnen könnten berechnen, wie sich die durchschnittlichen Wachstumsraten verändern, wenn statt der Untersuchungsperiode 1913–1929 die Periode 1913–1931 gewählt würde – in den meisten Ländern der Tiefpunkt der Weltwirtschaftskrise. Das gleiche könnte am Beispiel der Weltregion »Osteuropa« gemacht werden, die nach dem derzeitigen Zuschnitt die Krise der 1970er Jahre und den Zusammenbruch der Sowjetunion in einem Zeitraum 1973–1998 zusammenfasst, so dass für den Zeitraum 1998–2007 sehr hohe durchschnittliche Wachstumsraten ausgewiesen werden. Wählte man den Zeitraum 1973–1991 sähe das Bild anders aus.

Quelle 3

Weber, Max (1920 [1904/05]), »Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus«, in: ders. (Hg.), *Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie I*, S. 1–236

Auszug: S. 35–38
zu S. 46 im Buch

Der Mensch ist auf das Erwerben als Zweck seines Lebens, nicht mehr das Erwerben auf den Menschen als Mittel zum Zweck der Befriedigung seiner materiellen Lebensbedürfnisse bezogen. Diese für das unbefangene Empfinden schlechthin sinnlose Umkehrung des, wie wir sagen würden, »natürlichen« Sachverhalts ist nun ganz offenbar ebenso unbedingt ein Leitmotiv des Kapitalismus, wie sie dem von seinem Hauche nicht berührten Menschen fremd ist. Aber sie enthält zugleich eine Empfindungsreihe, welche sich mit gewissen religiösen Vorstellungen eng berührt. Fragt man nämlich: warum denn »aus Menschen Geld gemacht« werden soll, antwortet Benjamin Franklin, obwohl selbst konfessionell farbloser Deist, in seiner Autobiographie darauf mit einem Bibelspruch, den, wie er sagt, sein streng calvinistischer Vater ihm in der Jugend immer wieder eingepägt habe: »Siehst du einen Mann rüstig in seinem Beruf, so soll er vor Königen stehen«.¹

Der Gelderwerb ist – sofern er in legaler Weise erfolgt – innerhalb der modernen Wirtschaftsordnung das Resultat und der Ausdruck der Tüchtigkeit im Beruf und diese Tüchtigkeit ist, wie nun unschwer zu erkennen ist, das wirkliche A und O der Moral Franklins, wie sie in der zitierten Stelle ebenso wie in allen seinen Schriften ohne Ausnahme uns entgegentritt.²

In der Tat: jener eigentümliche, uns heute so geläufige und in Wahrheit doch so wenig selbstverständliche Gedanke der Berufspflicht: einer Verpflichtung, die der Einzelne empfinden soll und empfindet gegenüber dem Inhalt seiner »beruflichen« Tätigkeit, gleichviel worin sie besteht, gleichviel insbesondere ob sie dem unbefangenen Empfinden als reine Verwertung seiner Arbeitskraft oder gar nur seines Sachgüterbesitzes (als »Kapital«) erscheinen muß: – dieser Gedanke ist es, welcher der »Sozialethik« der kapitalistischen Kultur charakteristisch, ja in gewissem Sinne für sie von konstitutiver Bedeutung ist. Nicht als ob er nur auf dem Boden des Kapitalismus gewachsen wäre: wir werden ihn vielmehr später in die Vergangenheit zurück zu verfolgen suchen. Und noch weniger soll natürlich behauptet werden, dass für den heutigen Kapitalismus die subjektive Aneignung dieser ethischen Maxime durch seine einzelnen Träger, etwa die Unternehmer oder die Arbeiter der modernen kapitalistischen Betriebe, Bedingung der Fortexistenz sei. Die heutige kapitalistische Wirtschaftsordnung ist ein ungeheurer Kosmos, in den der einzelne hineingeboren wird und der für ihn, wenigstens als einzelnen, als faktisch unabänderliches Gehäuse, in dem er zu leben hat, gegeben ist. Er zwingt dem einzelnen, soweit er in den Zusammenhang des Marktes verflochten ist, die Normen seines wirt-

1 Spr. Sal. C. 22 v. 29. Luther übersetzt: »in seinem Geschäft«, die älteren englischen Bibelübersetzungen »business«. S. darüber S. 63 Anm. 1.

2 Gegenüber Brentanos (a. a. O. S. 150f.) ausführlicher aber etwas unpräziser Apologie des vermeintlich von mir in seinen ethnischen Qualitäten verkannten Franklin verweise ich lediglich auf diese Bemerkung, welche m. E. hätte genügen dürfen, jene Apologie unnötig zu machen.

schaftlichen Handelns auf. Der Fabrikant, welcher diesen Normen dauernd entgegenhandelt, wird ökonomisch ebenso unfehlbar eliminiert, wie der Arbeiter, der sich ihnen nicht anpassen kann oder will, als Arbeitsloser auf die Straße gesetzt wird.

Der heutige, zur Herrschaft im Wirtschaftsleben gelangte Kapitalismus also erzieht und schafft sich im Wege der ökonomischen Auslese die Wirtschaftssubjekte – Unternehmer und Arbeiter – deren er bedarf. Allein gerade hier kann man die Schranken des »Auslese«-Begriffes als Mittel der Erklärung historischer Erscheinungen mit Händen greifen. Damit jene der Eigenart des Kapitalismus angepasste Art der Lebensführung und Berufsauffassung »ausgelesen« werden, d. h.: über andere den Sieg davontragen konnte, musste sie offenbar zunächst entstanden sein, und zwar nicht in einzelnen isolierten Individuen, sondern als eine Anschauungsweise, die von Menschengruppen getragen wurde. Diese Entstehung ist also das eigentlich zu Erklärende. Auf die Vorstellung des naiven Geschichtsmaterialismus, dass derartige »Ideen« als »Wiederspiegelung« oder »Überbau« ökonomischer Situationen ins Leben treten, werden wir eingehender erst später zu sprechen kommen. An dieser Stelle genügt es für unseren Zweck wohl, darauf hinzuweisen, dass jedenfalls ohne Zweifel im Geburtslande Benjamin Franklins (Massachusetts) der »kapitalistische Geist« (in unserem hier angenommenen Sinn) vor der »kapitalistischen Entwicklung« da war (es wird über die spezifischen Erscheinungen profitsüchtiger Rechenhaftigkeit in Neuengland – im Gegensatz zu anderen Gebieten Amerikas – schon 1632 geklagt), dass er z. B. in den Nachbarkolonien – den späteren Südstaaten der Union – ungleich unentwickelter geblieben war, und zwar trotzdem diesen letzteren von großen Kapitalisten zu Geschäftszwecken, die Neuengland-Kolonien aber von Predigern und Graduates in Verbindung mit Kleinbürgern, Handwerkern und Yeomen aus religiösen Gründen ins Leben gerufen wurden.

Weiterführende Literatur:

Steinert, Heinz (2010), *Max Webers unwiderlegbare Fehlkonstruktion. Die Protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus*, Frankfurt a. M.

Quelle 4

Schnapper-Arndt, Gottlieb (1883), *Hoher Taunus – Eine sozialstatistische Untersuchung in fünf Dorfgemeinden* (Staats- und Socialwissenschaftliche Forschungen, Bd. 4)

Auszug: S. 121f
zu Seite 57 im Buch

Um das Eß- und Küchengeschirr sieht es spärlich aus; von Schaustücken ist kaum die Rede. Messer, Gabeln und Löffel sind von ordinärster Qualität; die ungenügende Anzahl der ersteren wird oft durch die Taschenmesser der Leute ergänzt. Die Löffel, wenn sie abgebraucht sind, werden häufig dem umherziehenden Zinngießer zum Umschmelzen gegeben. Gläser kommen nur bei sehr wenigen vor; man trinkt entweder aus einem irdenen Töpfchen oder aus dem blechernen Schöpfgefäß. Mit einem Tischtuch, gewöhnlich dem einzigen, wird der Tisch nur etwa an Festtagen gedeckt. Es würde sich auch bei den wenigen Umständen, die man meistens bei einem Hauptgericht, den gequellten Kartoffeln, macht, wenig empfehlen. Man leert nämlich den Kochtopf über die Mitte des Tisches aus, und jeder greift ohne weiteres in den Haufen hinein. //

Zu Zwecken der persönlichen Reinlichkeit hat die Familie gewöhnlich eine blecherne Waschschüssel, eine ungenügende Anzahl von Kämmen, eine Haarbürste selten, Pomade wird für einige Pfennige zum Sonntag für die Mädchen eingekauft. Die Gelegenheiten zum Baden im Freien sind spärlich und werden wohl auch nicht sonderlich in Anspruch genommen; es haben mir Leute ganz naiv mitgeteilt, daß sie sich einer kompletten Reinigung ihres Körpers seit früher Jugend nicht mehr zu erinnern wissen. Die Zahl der Handtücher ist gering und gewöhnlich nur eines in Gebrauch, trotz der starken Zumutungen, die durch die Wirkungen der Nagelschmiederei an dasselbe gestellt werden müssen.

Der Vorrat an Bettzeug ist gleichfalls knapp, wenschon im allgemeinen reinlich und, sei es auch durch fortgesetztes Flickern, gut konserviert. Die Ausstaffierung des Bettes bildet zunächst Stroh, über die Querbretter gebreitet; darauf liegt der Strohsack, welcher oft aus alten Säcken gefertigt ist und welcher einmal oder mehrmals im Jahr frische Strohfüllungen erhält. Es folgt das Betttuch, welches für jedes Lager gewöhnlich nur in einem oder zwei Exemplare vorhanden ist; wo jenes der Fall, hat man zuweilen noch je ein Halbbetttuch, das man an dem Tage, an welchem das in Gebrauch gewesene gewaschen wird, über die vordere Hälfte des Strohsacks breitet, um diesen zu verdecken. Der Kopf ruht auf einem mit Stroh gefüllten Keil von Zwillich oder Sackleinwand, auf welchem sich gewöhnlich noch mit Gansfedern gefüllte Kissen befinden. Oftmals auch fehlen diese Kissen, und man liegt geradezu auf dem Keil. Zur Bedeckung dient ein ziemlich schweres, mit Gans- und Hühnerfedern gefülltes Deckbett, wie die Kopfkissen meist aus Barchent und mit rot- und weißkarierten baumwollenen Überzügen versehen. Bettüberwürfe, wenn sie vorkommen, sind fast immer aus Kattun.

Die Beleuchtung erfolgt durch Petroleum, teils in Hänge-, teils in Stell-Lampen. Vorhängchen an den Fenstern sind durchaus nicht // allgemein, Blumentöpfe ziemlich selten, und, ähnlich wie es bei dem Äußeren der Häuser der Fall, so möchten auch im Inneren die Wohnungen in Bezug auf Ausschmückung hinter manchen – in wichtigen Dingen vielleicht vernachlässigten – gleichfalls armen Dörfern in der Nachbarschaft zurückstehen: es findet sich bei unseren Feldbergbewohnern gar wenig, welches darauf hindeutete, daß der Besitzer in dem Kampf um das Dasein einmal Ruhe gehabt, daß es ihm möglich gewesen, an eine Ausgabe zu denken, die nicht gerade zur Befriedigung des dringendsten Bedürfnisses erforderlich war. Einige billigen Heiligenbilder hängen bei den Katholiken, an den meist getünchten Wänden; Schwarzwälder Uhren von Hausierern gekauft, finden sich fast überall. Mit einem eigentümlichen Schmucke werden, vornehmlich noch bei älteren Leuten, des Sonntags die Türen bedacht: Es wird an ihnen an zwei Schleifen ein breites, weißes, zuweilen mit einer schmalen Spitze besetztes Handtuch aufgehängt, welches zu einem anderen Gebrauche als zum Zierat niemals verwendet wird. Singvögel hält man nicht, dagegen häufig Katzen, teils aus Notwendigkeit, teils aber auch aus Liebhaberei.

Weiterführende Literatur:

Seger, Imogen: Vorwort zur dritten Auflage, in: Schnapper-Arndt, Gottlieb (1975 [1883]), *Hoher Taunus – Eine sozialstatistische Untersuchung in fünf Dorfgemeinden*, Allensbach und Bonn, S. VII–XXXIV.

Quelle 5

Wie lebt die Familie?, aus: *Heim und Werk*, Heft 12 vom 8. Juni 1951, S. 26f.

Aus: Petrak, Kirsten/Petzina, Dietmar/Plumpe, Werner (2006), *Adenauers Welt – Ein Lesebuch zur Alltags- und Sozialgeschichte der frühen Republik*, Essen, S. 247–251 (nach dieser Seitennummerierung übernommen).

zu S. 73 im Buch

Der Verbrauch in den Haushaltungen heute und in der Vorkriegszeit

Erinnern Sie sich, daß erst im Sommer 1949, also vor noch nicht ganz zwei Jahren, die Lebensmittelkarten verschwanden? Wissen Sie zu sagen, ob sich die Lebensverhältnisse von Anfang 1949 bis Ende 1950 verbessert oder verschlechtert haben? Das kann wohl nur die Hausfrau einigermaßen genau beurteilen, die sich die Mühe gemacht hat, die ganze Zeit ein Haushaltsbuch zu führen. Wir haben früher schon einmal darauf hingewiesen.

Aus über 200 solcher Wirtschaftsrechnungen von mehrköpfigen Arbeiter- und Angestellten-Haushaltungen hat das Statistische Bundesamt nunmehr die Einnahmen und die verschiedenen Ausgaben und ihr Verhältnis untereinander zusammengestellt; daraus läßt sich manches Interessante über die Entwicklung der Lebenshaltung im Durchschnitt ablesen, insbesondere, da das Bundesamt auch einige Vergleiche mit den Verhältnissen im Jahre 1937 gibt.

Zunächst einmal die Einnahmen:*) Das monatliche Arbeitseinkommen des Haushaltvorstandes stieg von DM 282,- im Jahre 1949 auf DM 304,- in 1950, // also um rund 8 %. Dazu kommen noch die Arbeitseinkommen von Frau und Kindern, das Einkommen aus Gartenbewirtschaftung und Kleintierzucht und dergleichen, aus öffentlichen und privaten Unterstützungen, Pensionen u.ä., so daß die Gesamtmonatseinkommen 1949 DM 322,- und 1950 343,- betragen. Bemerkenswert ist dabei die Feststellung, daß die Einnahmen aus dem eigenen Garten und Kleintierzucht im Jahr für den Haushalt den immerhin beachtlichen Betrag von DM 70,- ausmachen. Von den monatlichen Bruttoeinkommen gingen die Abzüge für die gesetzliche Versicherungen (1949: DM 25,-; 1950: DM 29,-) und Lohn-, Einkommens- und sonstige Steuern ab. (1949: DM 9,55; 1950: DM 7,86). Bei den Steuern zeigt sich trotz der erhöhten Bruttoeinkommen die Ermäßigung durch die Steuerreform ab Mai 1950.

Die Ausgaben *) im Haushalt betragen im Monatsdurchschnitt 1949 DM 274,- und 1950 DM 285,-. Die Verteilung der Ausgaben zeigt folgende Tafel.

<i>Art der Ausgaben</i>	in DM		in v.H.	
	1949	1950	1949	1950
<i>Monatsdurchschnitt</i>				
<i>Tierische Nahrungsmittel</i>	62,79	69,82	22,9	24,5
<i>Pflanzliche Nahrungsmittel</i>	61,19	57,55	22,3	20,2
<i>Fertige Mahlzeiten u. sonstiges</i>	6,28	4,55	2,3	1,5
<i>Ernährung insgesamt</i>	130,36	131,92	47,5	46,2
<i>Genußmittel</i>	14,99	17,10	5,5	6,0
<i>Miete</i>	26,56	29,85	9,7	10,5
<i>Hausrat</i>	11,85	12,12	4,4	4,2
<i>Heizung und Beleuchtung</i>	14,27	15,46	5,2	5,4
<i>Bekleidung</i>	35,06	39,91	12,8	14,0
<i>Reinigung und Körperpflege</i>	13,22	12,21	4,8	4,3
<i>Bildung und Unterhaltung</i>	20,60	20,97	7,5	7,3
<i>Verkehr</i>	7,11	5,95	2,6	2,1
<i>Gesamtlebenshaltung</i>	274,02	285,49	100,00	100,00

Betrachtet man diese Tafel, so sieht man, daß zwar die Ausgaben für die Ernährung einigermaßen gleichgeblieben sind. Während aber die Aufwendungen für tierische Nahrungsmittel von 1949 auf 1950 um rund 11% gestiegen sind, ist der Betrag für pflanzliche Nahrungsmittel zurückgegangen: von den Nahrungsmitteln machen die tierischen 1949 48%, im Jahre 1950 aber 53% aus. Beachtlich ist auch die Tatsache, daß die Ausgaben für Brot und Backwaren (in Tafel I nicht besonders aufgeführt) von DM 20,12 auf DM 17,83 zurückgegangen sind, während die Ausgaben für tierische Fette und Margarine von DM 5,47 auf DM 8,80, also um 61%, und für pflanzliche Öle und Fette von 1,94 auf DM 2,67, also um 38% gestiegen sind. Für Genußmittel wurden 14% mehr aufgewandt, ebensoviel mehr auch für Bekleidung. //

Wichtig ist nun die Frage, ob diese Änderung in den nominellen Ausgabenbeträgen mit einer Erhöhung oder Verminderung der realen Versorgung verbunden war: gleiche Ausgaben können bei von 1949 auf 1950 gestiegenen Preisen eine schlechtere, bei gesunkenen Preisen eine besserer Versorgung bedeuten. Das Statistische Bundesamt hat daher zur Klärung dieser Frage die einzelnen Ausgabenposten von 1949 und 1950 auf Grund der ihm vorliegenden Unterlagen auf einen einheitlichen Preis, und zwar den vom ersten Vierteljahr 1949 umgerechnet und dadurch den Einfluß von Preisänderungen ausgeschaltet. Die sich daraus ergebenden Aufwandsbeträge spiegeln dann nur noch die Veränderung in den gekauften Mengen und gegebenenfalls der Qualität der gekauften Waren wieder. Einige einfache Beispiele:

1. Der Monatsaufwand für Milch betrug nach den tatsächlichen Preisen 1949 DM 14,11 und 1950 13,46; da aber der Literpreis 1949 noch etwa 1–2 Pfg. höher lag als 1950, müßte der Ausgabenbetrag bei gleichen Preisen 1949 DM 14,11, für 1950, bei Zugrundelegung der Preise von Anfang 1949 aber DM 15,28 lauten; mengenmäßig ist der Milchkonsum also um rund 9 % gestiegen.

2. Die tatsächlichen Monatsausgaben für Fleisch sind von DM 21,99 auf DM 27,25, also um 24% gestiegen; da aber die Fleischpreise Anfang 1949 niedriger lagen als im Durchschnitt von 1949 und 1950, würden die Ausgaben für Fleisch, nach einheitlichen Preisen von Anfang 1949 bewertet, für 1949 19,23 und für 1950 DM 23,41 betragen. Mengemäßig ist also der Fleischverbrauch nicht um 24 %, sondern nur um 22 % gestiegen, was aber auch noch eine wesentliche Verbesserung der Ernährung bedeutet.

Entsprechende Berechnungen für Eier, die Anfang 1949 noch sehr teuer waren (etwa 50 Pfg.), ergaben eine Steigerung des Eierverbrauchs auf das 2,5fache; der volumenmäßige Verbrauch von Butter ist um etwa 9% zurückgegangen; der von sonstigen tierischen Fetten und Margarine jedoch um 69% gestiegen. Bei der Bekleidung sind, bei Ausschaltung der Preisbewegung, die Aufwendungen mengenmäßig und qualitätsmäßig um 32% gestiegen. Für die gesamte Lebenshaltung ergibt sich im Durchschnitt des Jahres 1950, trotz Koreakrise und Brotpreissteigerung, eine reale Verbesserung um 11 % gegenüber 1949.

Da in den Haushaltrechnungen nicht nur die Ausgaben in Geld, sondern auch die gekauften Warenmengen genau verzeichnet sind, konnte das Statistische Bundesamt auch den Verbrauch an Nahrungsmitteln je Kopf der berichtenden Familien für das Jahr 1950 errechnen; es hat ferner diese Beträge dem Verbrauch des Vorkriegsjahres 1937 gegenübergestellt, ein Vergleich, der interessante Aufschlüsse gibt.

Durchschnittlicher Verbrauch je Kopf und Jahr an Nahrungsmitteln 1937 und 1950 nach den Ergebnissen der Wirtschaftsrechnungen.*

Nahrungsmittel	1937 kg	1950 kg	Änderung in % von 1937
Vollmilch	96,8	108,1	+ 11,7
Butter	4,9	4,1	- 16,3
Käse	3,6	3,8	- 5,6
Eier (Stück)	84	115	+ 36,9
Tierische Fette und Margarine	9,9	10,4	+ 5,1
Pflanzliche Öle und Fette	1,6	2,8	+75,0
Fleisch und Fleischwaren	33,3	21,8	- 34,5
Fisch und Fischwaren	5,7	4,8	-15,8
Getreideerzeugnisse	120,7	113,9	-5,6
Brot- und Backwaren	101,9	87,0	-14,6
davon Weißbrot und Weizengebäck	9,1	14,8	+ 62,6
Nährmittel	18,8	26,9	+ 43,1
Kartoffeln	130,7	118,2	- 9,6
Gemüse insgesamt	34,4	34,6	+ 0,6
Frischgemüse	31,5	30,1	- 4,4

davon Rüben- und Wurzelgemüse	3,9	3,9	0
Bohnen	2,3	3,7	+ 60,9
Erbsen	0,5	0,6	+ 20,0
Gurken und Salat	4,3	4,4	+ 2,3
sonstige Frischgemüse	20,3	17,5	- 13,8
Hülsenfrüchte	1,9	1,4	- 26,3
Gemüse-Konserven	1,0	3,1	+ 210,00
Obst insgesamt	20,3	34,4	+ 69,5
Frischobst	15,8	31,7	+ 100,6
davon Südfrüchte	1,3	3,1	+ 138,5
Nüsse, Mandeln und dergleichen	0,4	0,6	+ 50,0
Zucker	12,7	16,7	+ 31,5
Schokolade und Süßigkeiten	0,9	1,5	+ 66,7

Ins Auge fallend ist der Rückgang des Fleischverbrauchs auf etwa 2/3 desjenigen von 1937. Wichtig ist aber, zu sehen, daß der Ausgleich für diesen Mindestverbrauch nicht etwa durch Mehrkonsum von Getreideerzeugnissen, insbesondere Brot und Kartoffeln, gefunden wurde, sondern durch beachtliche Steigerung beim Verbrauch von Milch, Eiern und auch Fett. Der Brotverbrauch insgesamt ging von 1937 auf 1950 um 15% zurück, obgleich die Ernährungskalorie im Brot verhältnismäßig preiswert ist. Innerhalb des gesunkenen Brotkonsums stieg aber der von Weißbrot und Weizenkleingebäck erheblich an. Auch die Kartoffeln erfreuten sich 1950 geringerer Beliebtheit als in der Vorkriegszeit, obgleich sie zu den Nahrungsmitteln gehören, deren Preise verhältnismäßig weniger gestiegen sind. [...]

*) Zugrunde gelegt ist immer ein vierköpfiger Familien-Haushalt.

Quelle 6

Carnegie, Andrew (1993 [1920]), *Geschichte meines Lebens. Vom schottischen Webersohn zum amerikanischen Industriellen 1835–1919*

Auszüge: S. 39f., 42f., 45f., 201f., 210, 232–240
zu S. 84 im Buch

Als mein Vater es durch die Weberei zu einigem Wohlstand gebracht hatte, zogen wir von der Moodie Street in ein viel wohnlicheres Haus nach Reid's Park. Die vier oder fünf Webstühle meines Vaters standen hier im unteren Stockwerk; wir wohnten im oberen, das seinen Zugang, wie das bei älteren schottischen Häusern üblich war, von der Straße aus über eine Treppe außen am Hause hatte. In diesem Hause beginnen meine ersten Erinnerungen. Die älteste reicht seltsamerweise bis zu einem Tage zurück, an dem ich eine kleine Landkarte von Amerika sah; sie wurde über einen Rollstab gewickelt und war etwa zwei Quadratfuß groß. Auf dieser Karte suchten mein Vater, meine Mutter, Onkel William und Tante Aitken die Stadt Pittsburg und zeigten auf den Eriesee und die Niagarafälle. Kurze Zeit danach wanderten mein Onkel und Tante Aitken nach dem Lande der Verheißung aus.

Aus derselben Zeit erinnere ich mich auch, welch tiefen Eindruck auf mich und meinen Vetter George Lauder (Dod genannt) die Gefahr gemacht hat, die über uns schwebte, weil eine Aufreißerfahne in unserer Bodenkammer versteckt war. Diese Fahne war angefertigt worden, damit mein Vater oder mein Onkel oder irgendein anderer braver Radikaler aus unserer Familie sie bei einem Zuge während der Corn Law-Agitation tragen sollte, und ich glaube, sie ist auch von einem Familienmitgliede getragen worden.

[...]

Dunfermline ist lange Zeit hindurch als die radikalste Stadt im ganzen Königreich bekannt gewesen. Das gereicht der radikalen Sache um so mehr zur Ehre als sich in den Tagen, von denen ich spreche, die Bevölkerung von Dunfermline zum größten Teil aus selbständigen kleinen Fabrikanten zusammensetzte, deren jeder einen oder mehrere Webstühle sein eigen nannte. Sie waren nicht an eine feste Arbeitszeit gebunden, sondern arbeiteten im Akkord; sie bekamen von den größeren Fabrikanten das Material zur Verarbeitung geliefert und webten zu Hause.

In jenen Zeiten gingen die Wogen der politischen Erregung hoch, und oft konnte man nach dem Mittagessen in der ganzen Stadt kleine Gruppen von Männern sehen, die in ihren Arbeitsschürzen auf der Straße standen und eifrig politisierten. Die Namen Hume, Cobden und Bright waren in jedermanns Munde. So klein ich war, zogen mich doch oft diese Gruppen an, und ich hörte gespannt der Unterhaltung zu, die von einem ganz einseitigen Standpunkt aus geführt wurde. Der Refrain war immer: es muss anders werden! Die Bürger gründeten Klubs und abonnierten die Londoner Zeitungen. Die Leitartikel wurden jeden Abend öffentlich vorgelesen, seltsamerweise von einer der Kanzeln der Stadt. Oft las mein Onkel Bailie Morri-

son vor, und da er und andere noch einen Kommentar zu den Artikeln gaben, war das Ganze recht aufregend.

[...]

Die Einführung der Dampfwebstühle an Stelle der Handwebstühle wurde verhängnisvoll für unsere Familie. Mein Vater erkannte die drohende Umwälzung nicht zur rechten Zeit und hielt am alten System fest. Der Wert seiner Webstühle sank beträchtlich, und meine Mutter, die Helferin, die in keiner Not versagte, musste zusehen, die Familie mit über Wasser zu halten. Sie eröffnete einen kleinen Laden in Moodie Street und steuerte dadurch zum Einkommen der Familie bei, das auf diese Weise, wenn es auch spärlich war, immerhin genügte, um uns eine behagliche und »anständige« Lebensweise zu erlauben.

Ich weiß noch, dass ich bald darauf zum ersten mal erfuhr, was es heißt, abhängig zu sein. Es waren schreckliche Tage, als mein Vater sein letztes Stück Stoff zu dem großen Fabrikanten brachte und Mutter seine Rückkehr in ängstlicher Spannung erwartete, um zu hören, ob er neue Aufträge bekommen würde oder ob Arbeitslosigkeit uns drohte. Es tat mir in der Seele weh, dass mein Vater zu anderen Menschen um Arbeit bitten gehen musste. Damals erwachte in mir der Entschluss, all das wieder gutzumachen, wenn ich erst erwachsen sein würde. Freilich, im Vergleich zu manchen von unseren Nachbarn ging es uns noch immer nicht schlecht. Ich weiß nicht, welche Entbehrungen meine Mutter nicht gern ertragen hätte, nur um ihre beiden Jungen immer mit großen weißen Kragen und nett gekleidet zu sehen.

[... Zwischen diesen beiden Textabschnitten ist ein großer Zeitsprung: Die Carnegies waren zwischenzeitlich 1848 aus Dumfriesline in Schottland nach Pennsylvania in den USA ausgewandert. Andrew Carnegie ging dort nicht weiter zur Schule, sondern arbeitete zunächst als Telegraphenbote und später als Sekretär für die Pennsylvania Eisenbahngesellschaft. Der Text setzt ca. 1860 wieder ein, nachdem Carnegie mit 24 Jahren Abteilungsdirektor der Eisenbahngesellschaft in Pittsburg geworden war. J.H.]

In Altoona hatte ich in den Werkstätten der Pennsylvaniabahn die erste kleine Brücke aus Eisen gesehen, die sich auch gut bewährte. Ich kam zu der Überzeugung, dass man sich für dauerhafte Eisenbahnbauten nicht mehr auf hölzerne Brücken verlassen dürfe. Eine wichtige Brücke auf der Strecke der Pennsylvaniabahn war kürzlich abgebrannt und dadurch der Verkehr volle acht Tage unterbrochen gewesen. Eisen war das, was man da brauchte. Ich lud H. J. Linville, der jene Eisenbrücke entworfen hatte, sowie John L. Piper und seinen Teilhaber Mr. Schiffler, die Brücken für die Pennsylvaniabahn in Auftrag hatten, nach Pittsburg ein, wo ich eine Gesellschaft – die erste dieser Art – für den Bau eiserner Brücken ins Leben rufen wollte. Auf meine Aufforderung beteiligte sich auch mein Freund Mr. Scott an unserem kühnen Unternehmen. Jeder zahlte ein Fünftel der Anteile, nämlich 1250 Dollar. Meinen Anteil bekam ich durch eine Anleihe bei der Bank. Heute erscheint mir die Summe freilich gering, aber aus einem kleinen Körnlein wächst ein großer Baum.

So entstand 1862 die Firma Piper & Schiffler, die 1863 in der »Keystone-Brückenbau-Gesellschaft« aufging; ich war sehr stolz darauf, diesen für eine Brückenbau-Gesellschaft im Staate Pennsylvania, der ja den Beinamen »Keystone-Staat« führt, besonders geeigneten Namen gefunden zu haben. Von da an kamen eiserne Brücken allgemein in Amerika, ja, soviel ich weiß, in der ganzen Welt zur Anwendung. Meine Briefe an die Leiter der Pittsburger Eisenwerke

genügten, um der neuen Gesellschaft ausreichenden Kredit zu sichern. Wir bauten kleine hölzerne Werkstätten und übernahmen einige Brückenkonstruktionen. Wir verarbeiteten hauptsächlich Gusseisen; aber die Brücken waren so solide konstruiert, dass einige, die damals gebaut und später nur für stärkere Belastung etwas umgeändert wurden, noch heute auf verschiedenen Linien in Gebrauch sind.

[...]

Die Keystone-Brückenwerke sind für mich immer eine Quelle reichster Befriedigung gewesen. Fast keine der anderen Gesellschaften, die sich in Amerika zum Bau eiserner Brücken gebildet haben, ist erfolgreich gewesen: viele ihrer Konstruktionen sind eingestürzt, wodurch einige der schwersten Eisenbahnunfälle in Amerika entstanden, manche ihrer Brücken haben einfach dem Winddruck nicht standhalten können. Mit einer »Keystone-Brücke« aber ist nie ein Unglück passiert, und einige von ihnen haben gerade an Stellen gestanden, die dem Sturm besonders ausgesetzt waren. Das war aber keineswegs nur Glückssache. Wir verwandten nur das beste Material und knauserten nicht damit, wir stellten unser Eisen und später auch unseren Stahl selbst her, wir waren selbst unsere strengsten Inspektoren, und wenn wir keine absolut sichere Brücke bauen konnten, dann ließen wir es lieber ganz. Jeden Auftrag, bei dem wir erkannten, dass die Konstruktion nicht stark genug oder nicht wissenschaftlich berechnet war, lehnten wir glatt ab. Wir übernahmen die Garantie für jedes Stück Arbeit, das die Fabrikmarke »Keystone-Brückenwerke« trug (und es sind nur wenige Staaten in der Union, in denen es nicht Brücken von uns gibt). Auf unsere Brücken waren wir genauso stolz, wie Carlyle auf die, die sein Vater über den Annan gebaut hat, »eine rechtschaffene Brücke«, wie der große Sohn mit Recht sagt. In diesem Grundsatz liegt das ganze Geheimnis des Erfolges. Ein neu aufblühendes Werk braucht erst einige Jahre, um seine Tüchtigkeit zu erweisen; aber dann hat es glatte Fahrt.

[...]

Mit großer Freude hörte ich eine Bemerkung, die ein hervorragender Bankier bei einem Besuch der Edgar Thomson-Werke gelegentlich einer Bankierszusammenkunft in Pittsburg machte. Nach einem Rundgang durch das große Werk sagte er zu unserem Geschäftsführer: »Hier spürt man überall eine feste Hand.« Damit hat er in der Tat eines der Geheimnisse des Erfolges berührt. Es war jemand da, der das Werk beherrschte. Der Präsident eines sehr bedeutenden Fabrikbetriebes erzählte mir eines Tages voller Stolz, dass sein Arbeiter den ersten Inspektor, der sich unter sie gewagt hätte, fortgejagt hätten und dass man sie seitdem mit keinem neuen behelligt habe; er sagte das, als ob es ein großes Glück wäre. Aber ich dachte in meinem Innern: »Diese Gesellschaft hält keinen Wettbewerb aus; wenn einmal schlechte Zeiten kommen, geht sie zugrunde.« Die Erfahrung hat gezeigt, dass ich recht hatte. Qualität der Leistung ist und bleibt die sicherste Grundlage für jedes Unternehmen. Später, aber erst viel, viel später, darf man an den Preis denken.

[...]

Im Jahre 1862 wurde man zuerst auf die großen Petroleumquellen von Pennsylvanien aufmerksam. Mein Freund Mr. William Coleman, dessen Tochter später meine Schwägerin wurde, nahm das größte Interesse an der neuen Entdeckung und ließ mir keine Ruhe, bis ich ihn auf einer Fahrt ins Petroleumgebiet begleitete. Die Reise war äußerst interessant. Eine reine

Völkerwanderung ergoß sich über die Ölfelder, und der Zudrang war so groß, dass es unmöglich war, für alle ein Unterkommen zu schaffen. Aber den Menschen, die dort zusammenströmten, erschien das nur als eine unwesentliche Schattenseite. In ein paar Stunden war eine Bude aufgeschlagen, und in erstaunlich kurzer Zeit hatten sie sich mit allerlei Bequemlichkeit des Lebens umgeben. Es waren Menschen, die weit über dem Durchschnitt standen, große Summen erspart hatten und bei der Jagd nach dem Glück etwas aufs Spiel setzen konnten.

Was mich besonders überraschte, war die gute Laune, die ich überall vorfand. Es war wie eine große Landpartie mit zahlreichen erheiternden Zwischenfällen. Alle waren höchst vergnügt; denn der Reichtum schien ja nun in greifbarer Nähe; alles war in voller Bewegung. Auf der Spitz der Kräne flatterten Fahnen mit den seltsamsten Aufschriften. Ich erinnere mich noch, dass ich eines Tages am Ufer des Flusses zwei Männer sah, die ihre Pedale eifrig in Bewegung setzten, um Öl zu bohren; auf ihrer Flagge stand »Hölle oder China!«: Sie bohrten in die Tiefe, ganz gleich, wie weit.

Die Anpassungsfähigkeit des Amerikaners zeigte sich hier aufs glänzendste. Aus dem Chaos entwickelten sich schnell geordnete Zustände. Kurz nach unserem Eintreffen bekamen wir ein Ständchen von einer Musikband, deren Mitglieder sich aus den neuen Ansiedlern zusammensetzten. Ich möchte wetten, dass tausend Amerikaner, die in ein neues Land kommen, sich organisieren und Schulen, Kirchen, Zeitungen und Musikchöre gründen, kurz: sich alles verschaffen, was zur Kultur gehört, und zu Pionieren für die Entwicklung ihres Landes werden, bevor eine gleiche Anzahl von Engländern sich noch darüber einig geworden wäre, wer unter ihnen den vornehmsten Stammbaum und, infolge der Verdienste seines Großvaters, den ersten Anspruch auf Führerschaft besäße. Der Amerikaner kennt nur eine Regel: Freie Bahn dem Tüchtigen!

Heute ist Oil Creek eine Stadt von vielen tausend Einwohnern, wie auch Titusville auf der anderen Seite des Flüsschens. Der Distrikt, der zuerst nur ein paar Tonnen Öl in jeder Saison lieferte, die von den Seneca-Indianern mit Decken von der Oberfläche des Baches abgeschöpft wurden, hat jetzt mehrere Städte und Raffinerien, die mit einem Kapital von Millionen arbeiten. Damals aber war der ganze Betrieb noch höchst primitiv. Wenn man das Öl fand, dann ließ man es in flache Boote laufen, die aber stark leckten; so drang das Wasser von unten in die Boote hinein, und das Öl floß oben über den Rand hinweg in den Fluß. An verschiedenen Stellen hatte man Dämme angelegt; zu bestimmten Zeiten wurden die Schleusen geöffnet, und mit dieser Flut schwammen die Ölboote nach dem Alleghenyfluß und dann weiter nach Pittsburg. Auf diese Weise war nicht nur der Bach, sondern auch der Alleghenyfluß buchstäblich mit Öl überzogen. Man schätzte den Verlust auf der Fahrt bis Pittsburg auf reichlich ein Drittel der Gesamtmenge, und ein anderes Drittel war schon, ehe die Ölboote überhaupt abfuhren, durch deren schadhafte Böden verlorengegangen. Anfänglich wurde das Öl, das die Indianer schöpften, in Pittsburg in Flaschen gefüllt und als Medizin zu hohen Preisen verkauft: 1 Dollar für ein kleines Fläschchen. Es genoß den Ruf eines großartigen Heilmittels gegen Rheumatismus; als es aber reichlicher floß und billiger wurde, ließ die Heilkraft nach. Was für Narren die Menschen doch manchmal sind!

Die berühmtesten Quellen lagen auf der Storeyfarm. Diese wurde uns für 400 000 Dollar zum Kauf angeboten. Wir erwarben sie. Mr. Coleman, immer zu raschen Einfällen geneigt, schlug vor, man solle einen Teich graben, der 100 000 Tonnen Öl fassen könne; dieser solle mit Öl

gefüllt werden und, was verlorenging, durch tägliche Zuführung neuer Ölströme ersetzt werden. Dieses Sammelbecken sollte für die nicht mehr ferne Zeit dienen, in der, wie wir annahmen, die Ölquellen wieder versiegen würden. Der Vorschlag wurde sofort ausgeführt, aber noch heute warten wir vergebens auf den Tag, an dem der Ölzufuß aufhören soll. Infolgedessen gaben wir nach einer Weile, nachdem wir Tausende von Tonnen Öl vergeudet hatten, das Reservebecken auf. Coleman hatte damit gerechnet, dass man im Falle eines Aufhörens des Zuflusses 10 Dollar für die Tonne bekommen könnte, so dass wir in unserem Teiche für eine Million Dollar Öl hätten; wir dachten nicht an das unterirdische Vorratslager, aus dem die Natur ohne das geringste Anzeichen von Erschöpfung noch immer täglich Tausende von Tonnen liefert.

Diese 400 000 Dollar erwiesen sich als die beste von allen meinen bisherigen Kapitalanlagen (die Ölquellen auf der Storeyfarm brachten in einem Jahr eine Million Dollar in bar und Dividenden, so dass die Farm selbst alles in allem einen Wert von 5 Millionen Dollar bekam). Die Erträge kamen zu einer mir schlecht gelegenen Zeit. Der Bau des neuen Werkes in Pittsburg verlangte nicht nur alles verfügbare Kapital, sondern wir mussten auch noch unseren Kredit in Anspruch nehmen, der, wie ich mir heute rückblickend sagen muss, für so junge Leute doch erstaunlich gut war.

Da ich nun selbst für die Ölspekulation interessiert war, unternahm ich mehrmals Reisen in jenen Distrikt und fuhr auch im Jahre 1864 in ein neues Ölgebiet in Ohio, wo man eine neue große Quelle erbohrt hatte, die eine besondere, als Maschinenöl gut verwendbare Sorte lieferte. Die letztere Reise, die ich zusammen mit Mr. Coleman und Mr. David Ritchie unternahm, war mit das Sonderbarste, was ich je erlebt habe. Wir verließen die Eisenbahn einige hundert Meilen von Pittsburg entfernt und drangen durch eine dünnbesiedelte Gegend bis zum Cuck Creek vor, um uns das Wunderding von einer Quelle zu besehen. Noch ehe wir heimfuhren, war sie in unserem Besitz.

[...]

Meine Kapitalanlagen erforderten nunmehr meine persönliche Aufmerksamkeit in so starkem Maße, dass ich den Entschluß fasste, die Tätigkeit bei der Eisenbahngesellschaft aufzugeben und mich ausschließlich meinen eigenen Geschäften zu widmen. Kurz vorher hatte mein Freund Thomson mir die Ehre erwiesen, mich nach Philadelphia zu rufen und mir den Posten eines stellvertretenden Generaldirektors mit dem Hauptquartier in Altoona anzubieten. Ich lehnte das mit der Begründung ab, dass ich mich von meiner Tätigkeit bei der Eisenbahn ganz zurückziehen wollte, weil ich die Absicht hätte, ein Vermögen zu erwerben; dass dies aber auf eine anständige Weise selbst bei dem höchsten Gehalt, das mir die Eisenbahngesellschaft bewilligen könnte, unmöglich wäre und dass es mir widerstrebe, mein Ziel auf Umwegen zu erreichen. Als ich mir in der Nacht alles noch mal überlegte, konnte ich mich mit gutem Gewissen vor dem höchsten Gerichtshof, dem Richter in der eigenen Brust, verantworten. Seiner Zustimmung war ich sicher. Diesen Gedanken gab ich auch in meinem Abschiedsbrief an den Präsidenten Thomson Ausdruck, der mich in seinem Antwortschreiben von Herzen beglückwünschte. Am 28. März 1865 schied ich aus meiner Stellung und erhielt von den Angestellten der Eisenbahn als Abschiedsgeschenk eine goldene Uhr. Diese sowie Mr. Thomsons Brief bewahre ich unter meinen wertvollsten Erinnerungsstücken auf. An die Angestellten meiner Abteilung richtete ich folgendes Schreiben:

Pennsylvania-Eisenbahngesellschaft, Hauptbüro, Abteilung Pittsburg.

Pittsburg, den 28. März 1865

An die Beamten und Angestellten der Abteilung Pittsburg.

Meine Herren! Ich kann nicht von Ihnen scheiden, ohne meinem herzlichen Bedauern über die Trennung noch einmal Ausdruck zu geben.

Zwölf Jahre angenehmster Zusammenarbeit haben mich mit aufrichtiger Sympathie für meine treuen Mitarbeiter im Dienste der Gesellschaft erfüllt. Die bevorstehende Veränderung ist mir schmerzlich durch den Gedanken, dass ich nun in Zukunft nicht mehr wie bisher in enger Verbindung mit Ihnen und mit vielen anderen in den verschiedenen Abteilungen stehen kann, die durch den zunächst nur beruflichen Verkehr meine persönlichen Freunde geworden sind. Ich versichere Ihnen, dass, wenn nun auch die offiziellen Beziehungen zwischen uns zu Ende sind, ich dennoch nie aufhören werde, mich auf das lebhafteste für das Wohlergehen derjenigen zu interessieren und es zu fördern, die bisher im Dienste der Abteilung mit mir gemeinsam gearbeitet haben und die hoffentlich noch viele Jahre lang am Erfolge der Pennsylvania-Eisenbahngesellschaft weiter mithelfen und an deren wohlverdientem Gedeihen Anteil haben werden.

Ich danke Ihnen herzlich für die Güte und Freundlichkeit, die Sie alle mir gegenüber an den Tag gelegt haben, für den Eifer, den Sie stets bewiesen haben, um meinen Wünschen entgegenzukommen, und ich bitte Sie, meinen Wünschen entgegenzukommen, und ich bitte Sie, meinen Nachfolger ebenso in seiner Arbeit zu unterstützen. Leben Sie alle wohl. Ihr Sie hochschätzender

Andrew Carnegie

Von diesem Tage an habe ich nie mehr für Gehalt gearbeitet. Wer nur immer vom Wink eines anderen abhängig ist, kann nicht weit kommen. Selbst wenn er es bis zum Präsidenten einer großen Gesellschaft bringt, ist er noch kaum sein eigener Herr, sofern nicht der größte Teil des Kapitals ihm gehört. Auch die tüchtigsten Präsidenten werden immer noch gehemmt von Aufsichtsrat und Aktionären, die unter Umständen vom Geschäft nicht viel verstehen.

Quelle 7

Schumpeter, Joseph A. (1926²), *Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung. Eine Untersuchung über Unternehmergewinn, Kapital, Kredit, Zins und den Konjunkturzyklus*

Auszüge: S. 111f., 115–117, 131, 137–139
zu S. 99 im Buch

Unternehmung nennen wir die Durchsetzung neuer Kombinationen und auch deren Verkörperungen in Betriebsstätten usw., Unternehmer die Wirtschaftssubjekte, deren Funktion die Durchsetzung neuer Kombinationen ist und die dabei das aktive Element sind. Diese Begriffe sind zugleich weiter und enger als die üblichen¹¹. Weiter: Denn wir nennen Unternehmer erstens nicht bloß jene »selbstständigen« Wirtschaftssubjekte der Verkehrswirtschaft, die man so zu nennen pflegt, sondern alle, welche die für den Begriff konstitutive Funktion tatsächlich erfüllen, auch wenn sie, wie gegenwärtig immer häufiger, »unselbstständige« Angestellte einer Aktiengesellschaft – aber auch Privatfirma –, wie Direktoren, Vorstandsmitglieder usw. sind oder ihre tatsächliche Macht und rechtliche Stellung auf der Unternehmerfunktion begrifflich fremden Grundlagen ruht – Aktienbesitz ist oft, wenngleich nicht regelmäßig, eine solche Grundlage, besonders in den Fällen, in denen eine bestehende Firma vorteilhaftere Kapitalbeschaffung oder einer Erbteilung halber in eine Aktiengesellschaft umgewandelt wurde und der früher leitende Mann auch weiterhin die Führung behält – oder ihnen jede dauernde Beziehung zu einem individuellen Betrieb fehlt und sie nur zur Durchführung neuer Gestaltungen in Aktion treten, wie manche »Finanziers«, »Gründer«, Finanzjuristen oder Techniker – wobei aber die speziell juristische oder technische oder finanzielle Leistung grundsätzlich akzidentell ist und, wie wir noch genauer sehen werden, nicht das Wesen der Sache ausmacht. Wir sprechen zweitens von Unternehmern nicht bloß für jene historische Epoche, in denen es Unternehmer als besondere soziale Erscheinung gibt, sondern wir knüpfen Begriff und Namen an die Funktion und an alle Individuen, die diese in irgendeiner Gesellschaftsform tatsächlich ausfüllen, seien sie auch Organe einer sozialistischen Gemeinschaft oder Herren eines Fronhofes oder Häuptlinge eines primitiven Stammes. Enger: Unter unseren Begriff fallen nicht alle selbstständigen, für eigene Rechnung handelnden Wirtschaftssubjekte, wie das üblich ist, Eigentum am Betrieb – oder überhaupt irgendwelches »Vermögen« – ist für uns kein wesentliches Merkmal; aber auch abgesehen davon schließt Selbstständigkeit in diesem Sinne nicht schon von selbst die Erfüllung der für unseren Begriff konstitutiven Funktion ein. Nicht nur Bauern, Handwerker, Angehörige freier Berufe – die man mitunter einschließt –, sondern auch »Fabrikherren« oder »Industrielle« oder »Kaufleute« – die man immer einschließt – brauchen nicht notwendig »Unternehmer« zu sein.

¹¹ Natürlich liegt uns nichts ferner als eine »Ausdeutung des Sprachbegriffs« weshalb wir uns auch nicht mit Wortbedeutungen wie jenen aufhalten, in welchen z.B. »Unternehmer« ins Englische mit »contractor« zu übersetzen ist oder »Unternehmer« etwas heißt, was die meisten »Industriellen« veranlassen würde, gegen ihre Subsumption unter diesen Begriff zu protestieren.

[...]

Dennoch gibt es Typen – der Gang der Dinge hat sie nach und nach evolviert –, die die Unternehmerfunktion in immerhin ausreichender Reinheit zeigen. Der »Gründer« gehört freilich nur mit Einschränkungen dazu. Denn abgesehen von den störenden, auf sozialen und moralischen Status bezüglichen Assoziationen, die sich an diese Erscheinung knüpfen, ist der Gründer häufig nur ein Faiseur, der gegen Provision eine Unternehmung vermittelnd, besonders finanztechnisch zusammenbringt und nicht ihr Schöpfer, die treibende Kraft bei ihrem Entstehen ist. Immerhin, häufig ist er es auch, und dann so etwas wie ein Unternehmer von Beruf. Aber besser entspricht dem, was hier gemeint ist, der moderne Typus des // Industriekapitäns¹⁵, besonders wenn man seine Wesensgleichheit erkennt einerseits mit z.B. dem Handelsunternehmer im Venedig des 12. Jahrhunderts – übrigens auch mit John Law –, und andererseits mit dem Dorfpotentaten, der mit seiner Bauernwirtschaft und seinem Viehhandel etwa noch eine ländliche Brauerei, eine Gastwirtschaft und einen Warenladen vereinigt. Trotzdem halten wir fest, daß jemand grundsätzlich nur dann Unternehmer ist, wenn er eine »neue Kombination durchsetzt« – weshalb er den Charakter verliert, wenn er die geschaffenen Unternehmung dann kreislaufmäßig weiterbetreibt –, und daß daher jemand ebenso selten die Jahrzehnte seiner Kraft immer Unternehmer bleibt, wie es selten einen Geschäftsmann geben wird, der niemals einen, wenn auch noch so bescheidenen Unternehmersmoment hätte – ähnlich wie es zwar kaum vorkommt, daß ein Forscher bloß von neuer Geistestat zu neuer Geistestat schreitet, aber auch kaum, daß jemand während eines ganzen Gelehrtenlebens gar keine, noch so kleine, eigene Schöpfung zustande bringt: Womit natürlich weder gegen die theoretische Brauchbarkeit noch gegen die tatsächliche Eigenart unseres Moments etwas gesagt ist.

Weil Unternehmersein kein Beruf ist und überhaupt in der Regel kein Dauerzustand, so sind Unternehmer zwar eine Klasse im Sinne einer Gruppe, die der Forscher durch Klassifikation bildet – sie sind gewiß Wirtschaftssubjekte von besonderer, wenngleich denselben Individuen nicht immer eigener Art –, aber keine Klasse im Sinne der sozialen Erscheinung, die man im Zusammenhang mit »Klassenbildung«, »Klassenkampf« usw. meint. Die Erfüllung der Unternehmerfunktion schafft klassenmäßige Positionen für den erfolgreichen Unternehmer und die Seinen, sie kann auch einer Zeit ihren Stempel aufdrücken, Lebensstil, moralisches und ästhetisches Wertesystem formen, aber sie bedeutet an sich ebensowenig eine Klassenposition, als sie eine voraussetzt. Und die eventuell errungene Klassenposition ist als solche keine Unternehmerposition, sondern, je nachdem mit dem privatwirtschaftlichen Resultat des Erfolgs ver- // fahren wird, grundherrlich oder kapitalistisch charakterisiert. Vererbbarkeit des Resultats und der Eigenschaften mag dann diese Position längere Zeit auch überindividuell erhalten, auch den Deszendenten weitere Unternehmungen erleichtern, aber nicht ohne weiteres die Funktion des Unternehmers vermitteln, was übrigens die Geschichte industrieller Familien im Gegensatz zur Phraseologie des sozialen Kampfes wohl ausreichend zeigt¹⁶.

[...]

¹⁵ Vgl. z.B. die gute Schilderung in: Wiedenfeld, Das Persönliche im modernen Unternehmertum. Obgleich schon 1910 in Schmollers Jahrbuch erschienen, war mir diese Arbeit bei Veröffentlichung der ersten Auflage dieses Buches nicht bekannt.

¹⁶ Über das Wesen der Unternehmerfunktion vgl. jetzt auch meine Formulierung im Art. »Unternehmer« im Handwörterbuch der Staatswissenschaften.

Machen wir uns zum Schluß das Verhalten des Typus – und zwar mit Rücksicht auf den besonderen Zweck unserer Erörterung speziell das Verhalten des privaten, kapitalistischen Unternehmers –, in der Weise noch klarer, in der man sich im Leben wie in der Wissenschaft eben das Verhalten von Menschen klarer macht, nämlich durch Eingehen auf die Motive²⁴, die dieses Verhalten charakterisieren.

[...]

Der typische Unternehmer fragt sich nicht, ob jede Anstrengung, der er sich unterzieht, auch einen ausreichenden »Genußüberschuß« verspricht. Wenig kümmert er sich um hedonistische Früchte seiner Taten. Er schafft rastlos, weil er nicht anders kann, er lebt nicht dazu um sich des Erworbenen genießend zu erfreuen. Tritt dieser Wunsch auf, so ist das Erlahmen und nicht eine Station auf bisheriger Linie, Vorbote des physischen Todes und nicht Erfüllung. Und auch aus diesem Grund – der andre ist der schon erwähnte, daß, von der Entwicklung in unserem

²⁴ Zu den Gegenargumenten, welche, wie die in der vorhergehenden Note erwähnten, lediglich als Geduldprobe in Betracht kommen, gehört auch das, daß der Gedankengang dieses Buches nicht sei wie eine zweifelhafte Psychologie. Abgesehen davon, daß die »Psychologie«, die in Frage kommt, nur illustrierende Bedeutung hat und es sich uns hier um Andres, nämlich wirtschaftliche Tatbestände handelt, ist auf die vier Dinge, die diese abgeschmackte Phrase bedeuten kann, zu erwidern:

1. Ist gemeint, daß »Motivation« nicht ohne weiteres Erklärungsgründe abgeben kann, weil das Motiv nicht einfach »Ursache« der Handlung, sondern zunächst bloßer psychischer Reflex derselben ist, so ist das richtig. Aber das Gegenteil wird auch nicht behauptet. Das Motiv ist nur das Instrument, mit dem der Beobachter den Ablauf von Grund und Folge im sozialen Leben unter Umständen sich selbst und anderen klarer machen kann als er sonst wäre, mit dem er diesen Ablauf im Gegensatz zu einem Ablauf in der »unbelebten Natur« verstehen kann. Es ist, wie man in Kürze annähernd richtig sagen kann, oft ein wertvolles heuristisches Mittel und auch oft ein brauchbarer »Erkenntnisgrund«. Als »Realgrund« wird es hier nicht verwendet.
2. Ist mit dem Vorwurf der »Psychologie« gemeint, daß etwas von dem Gesagten nicht »Ökonomie« sei und daher irrelevant, so ist dieser Vorwurf selbst irrelevant angesichts der Tatsache, daß wir diese Dinge brauchen und, soweit keine andere Wissenschaft sie uns in der benötigten Form darbietet, selbst ausarbeiten müssen, wie der Nationalökonom auch Geschichte und Statistik usw. auf eigene Rechnung betreiben muß. Verfehlt und unzulänglich ist die Auffassung, nach welcher sich die Sozialwissenschaft letztlich in Psychologie auflöst, kindisch hingegen die, daß wir ohne alle Psychologie, d.h. Untersuchung und Deutung beobachtbaren Verhaltens bei allen unseren Problemen auskommen müßten. Übrigens bedeutet das noch nicht – da auch die Psychologie es mit objektiv feststellbaren Reaktionen zu tun hat –, daß
3. Wir, indem wir »Psychologie« treiben, ins Unerfahrbare, bloß subjektiv Existierende ausbiegen. Denn wir beschreiben und analysieren ein sichtbares wirtschaftliches Verhalten. Wenn wir außerdem noch versuchen, es »sinndeutend« zu »verstehen«, so bleibt doch um nichts weniger dieses sichtbare Verhalten selbst das Um und Auf unserer Analyse. Alle diese Punkte gelten auch gegenüber der Phraseologie, deren Opfer zum Schaden der Wissenschaft oft die »subjektive« Wertlehre geworden ist und noch wird.
4. Ist gemeint, daß unsre »Schau« des Unternehmertypus falsch und insbesondere unsere Beschreibung seiner Motivation mangelhaft ist, so wäre das im Einzelnen durch Eingehen auf jeden Schritt unserer Argumentation nachzuweisen unter Berücksichtigung des engen Zweckes unserer Darlegung, die auf keine Soziologie dieses Typus hinauswill. Das ist aber nicht geschehen. Und eine verständnislose Art von »Lektüre in der Diagonale«, die lediglich nach einem Schlagwort hascht und, wenn sie es gefunden zu haben glaubt, den Gedankengang befriedigt beiseite legt, um fortan immer nur das Schlagwort zu wiederholen, kann nicht anders begegnet werden als durch stets erneute, immer sorgfältigere Formulierung der Wahrheit. Darauf allein kommt es an, daß der Leser, dem es um Erkenntnis zu tun ist, diese Wahrheit und das Leben in unserer Darstellung pulsieren fühlt.

Sinn gesprochen, die »Nachfrage« kein vom »Angebot« unabhängiger Faktor ist – kann das Verhalten unseres Typus nicht im gleichen Sinn wie das Verhalten des »Wirtes schlechtweg« in das Schema eines »Gleichgewichtszustandes« bzw. einer Tendenz nach einem solchen gebracht, aus diesem Grund ferner nicht angenommen werden, daß es –, was in einem andern Sinn natürlich gleichwohl behauptet werden kann – in ähnlicher Weise bloß Konsequenzen zieht aus vorhandenen Daten wie dieses²⁷. Unter unserem Bild vom Unternehmertypus steht das Motto: plus ultra. Wer sich im Leben umsieht, hört es aus dem Typus heraus – wenngleich nicht immer aus von »philosophischen Anwandlungen« // gefärbten Äußerungen einer Mußstunde. Und die sein Verhalten adäquat interpretierende Motivation liegt nahe genug: Da ist zunächst der Traum und der Wille, ein privates Reich zu gründen, meist, wenngleich nicht notwendig, auch eine Dynastie. Ein Reich, das Raum gewährt und Machtgefühl, das es im Grund in der modernen Welt nicht geben kann, das aber die nächste Annäherung an Herrenstellung ist, die diese Welt kennt und deren Faszination gerade für solche Leute besonders wirksam ist, die keinen anderen Weg zu sozialer Geltung haben. Das wäre des Näheren zu analysieren: Mit »Freiheit« und »Sockel der Persönlichkeit« wird man die Motivation bei dem einen präzisieren können, mit »Einflußsphäre« beim anderen, mit »Snobismus« beim Dritten; aber darauf kommt es hier nicht weiter an, diese Motivgruppe steht der Konsumbefriedigung am nächsten. Aber sie fällt nicht mit ihr zusammen: Die Bedürfnisse, die hier befriedigt werden, sind nicht die des »Wirtes schlechtweg«, nicht die, welche die ratio des Wirtschaftens bilden, und nicht die, auf welche allein deren Gesetze passen.

Da ist sodann der Siegerwille. Kämpfenwollen einerseits, Erfolgshabenwollen des Erfolgs als solchen wegen andererseits. Das Wirtschaftsleben nach beiden Richtungen an sich indifferente Materie. Gewinngröße als Erfolgsindex – oft nur in Ermangelung eines anderen – und Siegespfosten. Wirtschaftliches Handeln als Sport: Finanzieller Wettlauf, noch mehr aber Boxkampf. Wieder gibt es da zahllose Nuancen. Und manche davon – sozial Steigenwollen – verschwimmen mit dem ersten Punkt. Wieder ist das Gesagte für uns ausreichend. Wieder handelt es sich um eine von der spezifisch wirtschaftlichen charakteristisch verschiedenen Motivation, um eine der wirtschaftlichen ratio und ihrem Gesetz fremde.

Freude am Gestalten endlich ist eine dritte solche Motivfamilie, die zwar auch sonst vorkommt, aber nur hier das Prinzip des Verhaltens beschließt. Das kann sowohl bloße Freude am Tun sein: Der »Wirt schlechtweg« bewältigt mühsam seinen Arbeitstag, unser Typus hat einen Kraftüberschuß, der, wie andre Felder der Betätigung, so auch das wirtschaftliche wählen kann und an der Volkswirtschaft ändert und in der Volkswirtschaft wagt, um des Änderns // Und des Wagens und gerade der Schwierigkeiten willen²⁸. Als auch speziell Freude am Werk, an der Neuschöpfung als solcher: Sei das nun etwas Selbstständiges oder ununterscheidbar von der Freude am Tun. Auch hier werden Güter nicht aus dem Grund und nicht nach dem Gesetz des Grundes erworben, der den »Sinn« des Gütererwerbs ausmacht.

27 Gewiß ist es nur in sehr besonderem Sinne wahr, daß dieser Typus etwas »schafft«. – Immer gibt es Bedeutungen dieser Wendung, in denen sie offenkundig nicht wahr wäre. Mit der Wendung »nicht bloß Konsequenzen ziehen« steht es ebenso. Aber ich glaube, daß der Text ausreichend klar ist. Wer das nicht findet, möge die umständliche Erörterung der ersten Auflage nachlesen.

28 Ob der Typus die »Unlust« der Anstrengung nicht flieht oder ob die Anstrengung für ihn »Lust« und nicht »Unlust« bedeutet, kommt auf dasselbe hinaus. Man könnte diesen Punkt ebensogut auch auf die erste Art formulieren.

Nur bei der ersten der drei Motivreihen ist privates Eigentum am Resultat der Unternehmertätigkeit ein wesentlicher Faktor dafür, daß sie wirksam wird. Bei den anderen handelt es sich nicht so sehr darum, als vielmehr um die eigenartig präzise und vom Urteil anderer Leute unabhängigen Art, in der im kapitalistischen Leben »Sieg« und »Erfolg« gemessen wird und das den Gestalter freuenden Werk zustandekommt und sich bewährt. Diese Art ist durch ein anderes soziales Arrangement nicht leicht zu ersetzen, aber er ist kein Widersinn nach einem solchen zu suchen. Zwar müßte in einer den privaten Unternehmer ausschließenden sozialen Organisation nicht nur für sie Ersatz gefunden werden, sondern weiter auch für jene Funktion des Unternehmers, die er erfüllt, wenn er den größten Teil seines Gewinns zurücklegt statt ihn zu verbrauchen; aber das wäre, wenn auch in praxi schwer, so doch der organisatorischen Idee nach leicht. Deshalb ist die detaillierte realistische Untersuchung der unendlich mannigfaltigen Motive, die man im Wirtschaftsleben feststellen kann, und zwar sowohl ihrer tatsächlichen Wichtigkeit für das Verhalten unseres Typus als auch der Möglichkeiten ihrer Konservierung unter anderen Umständen, vielleicht unter andern Stimuli, eine Grundfrage ernstzunehmender »Planwirtschaft« und ernstzunehmenden Sozialismus.

Weiterführende Literatur:

Blaug, Marc (1998), »Entrepreneurship in the History of Economic Thought«, in: Peter J. Boettke/Sanford Ikeda (Hg.), *Advances in Austrian Economics*, Bd. 5, London, S. 217–239.

Hesse, Jan-Otmar: »Schöpferische Selbstzerstörung«. Unternehmerisches Scheitern in der modernen Wirtschaftstheorie. In: Köhler, Ingo/Roman Rossfeld (Hg.): *Pleitiers und Bankrotteure: Zur Geschichte ökonomischen Scheiterns vom 18. bis 20. Jahrhundert*, Frankfurt 2012, S. 37–59.

Quelle 8**Gesetz zur Erklärung der Rechte und Freiheiten der Untertanen und zur Festlegung der Thronfolge (»Bill of Rights«) vom 23. Oktober 1689**

In deutscher Übersetzung abgedruckt in: Franz, Günther (Hg.), *Staatsverfassungen. Eine Sammlung wichtiger Verfassungen der Vergangenheit und Gegenwart in Urtext und Übersetzung*, München 1950, S. 261–265.

zu S. 109 im Buch

Die geistlichen und weltlichen Lords und die Gemeinen, die zu Westminster in rechtmäßiger, vollzähliger und freier Vertretung aller Stände des Volkes dieses Reiches versammelt sind, haben am 13. Februar im Jahre unseres Herrn 1688 [nach heutigem Verständnis 1689, d.Verf.] in Gegenwart Ihrer Majestäten, berufen und bekannt unter dem Titel Wilhelm und Maria, Prinz und Prinzessin von Oranien [...] eine bestimmte schriftliche Erklärung, aufgestellt durch die genannten Lords und Gemeinen, in folgenden Worten gegeben:

Der frühere König Jacob II. hat mit Hilfe von ihm angestellter böser Ratgeber, Richter und Diener versucht, die protestantische Religion und die Gesetze und Freiheiten dieses Königreiches zu unterdrücken: (Es folgen 12 Klagen des Parlamentes gegen seine Regierung, die mit den Feststellungen unter 1–4 und 6–13 fast wörtlich übereinstimmen.). All das ist ganz und gar im Widerspruch zu den bekannten Gesetzen und Statuten und Freiheiten dieses Reiches.

Und da der frühere König Jacob II. der Regierung entsagt hat und der Thron dadurch frei geworden ist, hat seine Hoheit der Prinz von Oranien [...] befohlen (mit Rat der geistlichen und weltlichen Lords und einiger führender Mitglieder des Unterhauses), daß Ladungen an die protestantischen geistlichen und weltlichen Lords herausgingen und andere Ladungen an einige Grafschaften, Städte, Universitäten, Flecken und die fünf Häfen geschrieben wurden, damit sie solche Männer als ihre Vertreter wählten, die von Rechts wegen zum Parlament gesandt werden sollten, um zu Westminster am 22. Januar dieses Jahres 1688 [nach heutigem Verständnis 1689, d.Verf.] zusammenzutreten und eine solche Ordnung zu treffen, daß ihre Religion, Gesetze und Freiheiten nicht wieder in die Gefahr der Unterdrückung kommen könnten. Auf Grund dieser Ladungen wurden die Wahlen gebühlich abgehalten.

I. Darauf haben sich die geistlichen und weltlichen Lords und die Gemeinen auf Grund dieser Ladungen und Wahlen heute in einer vollzähligen und freien Vertretung der Nation versammelt und aufs sorgsamste die besten Maßregeln zur Erlangung des vorgenannten Zieles in ernste Erwägung genommen. Sie erklären daher zuerst (so, wie es ihre Vorfahren im gleichen Falle gewöhnlich getan haben) zur Sicherung und Wahrung ihrer alten Rechte und Freiheiten:

1. Die angemäße Macht, durch königliche Autorität ohne Zustimmung des Parlaments Gesetze oder die Ausführung von Gesetzen auszusetzen, ist ungesetzlich.

2. Die angemäÙste Macht, durch königliche Autorität Gesetze oder die Ausführung von Gesetzen aufzuheben, wie sie in der Vergangenheit angemäÙt und ausgeübt wurde, ist ungesetzlich.
3. Die Bestallung für die Errichtung des früheren Gerichtshofes der Kommissare für kirchliche Angelegenheiten und alle anderen Bestallungen und Gerichtshöfe gleicher Art sind ungesetzlich und verderblich.
4. Die Erhebung von Geld für den Gebrauch der Krone unter dem Vorwand (königlichen) Vorrechts ohne Bewilligung des Parlament für längere Zeit und in anderer Weise als sie bewilligt ist oder wird, ist ungesetzlich.
5. Es ist das Recht der Untertanen, an den König Gesuche zu richten. Alle Verhaftungen und Verfolgungen um solcher Petitionen willen sind ungesetzlich.
6. Das Aufstellen und Halten einer stehenden Armee im Königreich in Friedenszeiten, auÙer mit Zustimmung des Parlamentes, ist ungesetzlich.
7. Die protestantischen Untertanen können Waffen führen, wie es ihrem Stande gemäß und durch das Gesetz erlaubt ist.
8. Die Wahl der Mitglieder des Parlamentes soll frei sein.
9. Die Freiheit der Rede, der Debatten und des Verfahrens im Parlament soll nicht vor irgendeinem Gerichtshof oder einer Stelle auÙerhalb des Parlamentes verfolgt oder untersucht werden.
10. Es sollen nicht übermäÙige Bürgschaften gefordert, noch übermäÙige GeldbuÙen auferlegt, noch grausame und ungewöhnliche Strafen verhängt werden.
11. Die Geschworenen sollen in angemessener Form verzeichnet und gewechselt werden. Geschworene, die in Verhandlungen über Hochverrat über Menschen urteilen, sollen Freisassen [Grundeigentümer, d.Verf.] sein.
12. Alle Bewilligungen und Zusagen von Geldstrafen und Pfändungen einzelner Personen vor ihrer gerichtlichen Überführung sind ungesetzlich und nichtig.
13. Für die Abstellung aller Klagen und für die Besserung, Bestätigung und Bewahrung der Gesetze sollen häufig Parlamente gehalten werden.

Sie beanspruchen, fordern und bestehen auf allen und jedem der vorgenannten Punkte als ihren zweifellosen Rechten und Freiheiten. Und keinerlei Erklärungen, Urteile, Handlungen und Vorgänge, die dem Volke in einem dieser Punkte nachteilig sind, sollen in irgendeiner Weise in Zukunft als Präzedenzfall oder Beispiel dienen.

Zu dieser Forderung ihrer Rechte sind sie besonders durch die Erklärung S.H. der Prinz von Oranien ermutigt worden, daß dies das einzige Mittel sei, um vollständige Wiederherstellung und Abhilfe zu erlangen.

Sie haben daher das volle Vertrauen, daß S.H. der Prinz von Oranien die von ihm so sehr geförderte Befreiung vollenden will und sie stets vor jeder Verletzung ihrer Rechte, die ihnen bekräftigt wurden, und vor jedem Angriff auf ihre Religion, ihre Rechte und Freiheiten bewahren will.

[...]

Weiterführende Literatur:

Pincus, Steve (2009), 1688. *The First Modern Revolution*, New Haven.

Stasavage, David (2003), *Public Debt and the Birth of the Democratic State. France and Great Britain, 1688 – 1789*, Cambridge.

Quelle 9

Friedrich der Große (1922 [1752]), *Die Politischen Testamente*

Auszüge: S. 4, 18, 20, 23–25, 29

zu S. 113 im Buch

Einleitung

Die erste Bürgerpflicht ist, seinem Vaterlande zu dienen. Ich habe sie in allen verschiedenen Lagen meines Lebens zu erfüllen gesucht. Als Träger der höchsten Staatsgewalt hatte ich die Gelegenheit und die Mittel, mich meinen Mitbürgern nützlich zu erweisen. Meine Liebe zu ihnen gibt mir den Wunsch ein, ihnen auch nach meinem Tode noch einige Dienste zu leisten. Doch bin ich nicht so anmaßend zu glauben, daß mein Verhalten denen, die meinen Platz einnehmen werden, zur Richtschnur dienen soll. Ich weiß, daß der Augenblick des Todes den Menschen und seine Pläne vernichtet und daß alles in der Welt dem Gesetz des Wandels unterliegt. Mit der Abfassung dieses politischen Testaments verfolge ich daher keine andere Absicht, als einem Piloten gleich, der die stürmischen Zonen des politischen Meeres kennt, meine Erfahrungen der Nachwelt mitzuteilen. Ich will die Klippen angeben, die sie zu meiden hat, und die Häfen, wo sie Zuflucht finden kann. Ich lasse mich nicht auf kleine Einzelheiten ein, sondern behandle alle Gegenstände im Großen, da ich überzeugt bin, daß alle, die selbst das Staatsruder führen werden, mich zur Genüge verstehen.

Die Regierung beruht auf vier Hauptpfeilern:

auf der Rechtspflege,

weiser Finanzwirtschaft,

straffer Erhaltung der Mannszucht im Heere

und endlich auf der Kunst, die geeigneten Maßnahmen zur Wahrung der Staatsinteressen zu ergreifen, daß heißt, auf der Politik.

Gehen wir diese verschiedenen Zweige der Reihe nach durch.

[...] //

Begonnene Maßnahmen

Ich habe es für meine Pflicht gehalten, auf jede Weise für das Wohl des Staates zu sorgen. Der dreißigjährige Krieg, dieses entsetzliche Unglück, hatte die ganze Mark, Pommern und Magdeburg verheert. Die drei Provinzen waren so völlig zugrunde gerichtet, daß drei Regierungen, von denen zwei ganz im Frieden verliefen, sie nicht wieder auf die alte Höhe zu bringen vermochten. Infolge so vieler Not waren die Provinzen im Jahre 1740 noch weit von dem Zustande eines wohlgeordneten und blühenden Landes entfernt. Nach dem Frieden nahm ich mir vor, alle verschiedenen Zweige der Verwaltung durchzugehen, um herauszufinden, durch wel-

che Maßnahmen man den Provinzen aufhelfen und sie so glücklich machen könnte, als ihre Lage und das Los der Menschen es erlaubt. Zu diesem Zweck habe ich für jeden einzelnen Zweig das Folgende kurz entworfen.

[...] //

Seidenbau

Der Große Kurfürst hat auf fast allen Kirchhöfen der Mark eine große Anzahl von Maulbeerbäumen pflanzen lassen. Sie haben die Winter von 1709 und von 1740 überstanden, und einige Privatleute haben Seide hergestellt. Daraus ergab sich leicht, dass der Frost die Maulbeerbäume keineswegs vernichtet, und daß, was einzelne Privatpersonen im kleinen ausführten, im großen gelingen kann. Daraufhin sind Maulbeerbäume gepflanzt worden. Alle Gemeinden wurden dazu angehalten, und die Amtmänner wurden bei Erneuerung ihres Pachtkontraktes verpflichtet, eine bestimmte Anzahl zu pflanzen. Jetzt gibt es im Lande über 400 000 große und kleine Maulbeerbäume, außer denen, die noch gepflanzt werden. Anstatt 200 Pfund Seide, die früher gewonnen wurden, stellen wir jetzt 2000 Pfund her, und das muß noch beträchtlich zunehmen. Aus den Akziselisten ergibt sich, daß alle Provinzen jährlich für mehr als 400 000 Taler Seide verbrauchen. Wenn wir also 40 000 oder 50 000 Pfund Seide gewinnen, wird der Staat jährlich um 250 000 Taler reicher, und ohne neue Erwerbungen, allein durch eine bisher nicht gebräuchliche Industrie, erhöhen die Privatleute ihren Wohlstand. Zur Ermunterung dieser schwachen Anfänge lasse ich die bei uns erzeugte Seide ebenso teuer bezahlen wie die italienische, gebe den Landpfarrern, die am meisten Seide hergestellt haben, Prämien und denen, die Maulbeerbäume anpflanzen, Vergünstigungen.

Seidenmanufakturen

Damit alles planvoll zum Aufschwung des Landes beiträgt, habe ich zugleich mit der Einführung des Seidenbaues Stoff- und Sammetmanufakturen eingerichtet. Die Ansiedlung der Arbeiter hat mir große Ausgaben verursacht. Um sie mit der Zeit zu vermindern und die fremde Kunstfertigkeit einzubürgern, halte ich den Arbeitern vierzig Lehrlinge auf meine Kosten und ersetze sie durch andere, sobald sie Meister werden. Wir haben gegenwärtig 500 Seidenwebstühle in Berlin und in Potsdam. Das ist aber erst ein schwacher Anfang.

[...]

Was noch zu tun bleibt [...]

Seidenbau

Der Seidenbau liegt noch in der Wiege. In sechs Jahren, wenn die Bäume kräftig genug sein werden, daß man ihre Blätter pflücken kann, muß eine hinreichende Masse von Eiern der Seidenraupe beschafft werden, um sie dem Publikum ausgiebig liefern zu können. Dann müssen auch Vorschriften, wie man die Seidenwürmer zieht und Seide, Organsin, Tramseide, Flo-

rettseide usw. herstellt, gedruckt und eine Art Lehranstalt muß eingerichtet werden, wo die Mägde und Landleute lernen können, wie und wann man die Würmer ausschlüpfen läßt, wie man sie ernährt und wie man die Kokons abhaspelt. Ein Prediger in Berlin¹⁾ hat eine Lehranstalt gegründet, die sogenannte Realschule, wo er alle Lehrer in der Herstellung der Seide unterrichtet. Er braucht sie nur später als Küster auf die Dörfer zu schicken, und der Adel und die Amtleute der Umgegend werden von ihnen lernen, wie man diesen nützlichen Gewerbszweig fördert. Zu unserem kalten Klima besteht die große Kunst darin, daß man die Raupen weder zu früh noch alle auf einmal ausschlüpfen läßt und ihnen keine taufeuchten Blätter gibt, da sie davon wassersüchtig werden.

Seidenmanufakturen

Zur Förderung der Seidenmanufakturen müssen nicht allein die im Lande hergestellten Stoffe freie Ausfuhr haben, sondern man muß auch (wie es in England geschieht) den Kaufleuten, die sie im Ausland absetzen, bestimmte Prämien bewilligen. Da wir bei weitem nicht so viel Webstühle besitzen, wie nötig sind, so wird der Herrscher die Seidenmanufaktur nur dann zur Blüte bringen, wenn er den Kaufleuten, die sich damit befassen, große Summen verabfolgt, sollte diese Ausgabe auch jährlich bis auf 100 000 Taler gehen. Ferner wird es nötig sein, die Zahl der auf Kosten des Herrschers unterhaltenen Lehrlinge einige Jahre lang auf 200 bis 300 zu erhöhen. Dann werden wir im ganzen 2000 Webstühle aufstellen können. Ich habe ferner in Berlin ein großes Seidenmagazin errichtet, dessen Fonds ich bis auf 100 000 zu vermehren hoffe, so daß unsere Arbeiter, wenn die Seide teurer wird, zum selben Preise arbeiten, ja denen in Leipzig, Hamburg und sogar in Holland den Rang ablaufen können.

[...]

Kurze Rekapitulierung

Aus allem, was ich über den Stand der Finanzen lang und breit auseinandergesetzt habe, folgt, daß der Herrscher seine Einnahmen noch beträchtlich vermehren kann, nicht durch Bedrückung seines Volkes und Auflage neuer Steuern, sondern durch Gewährung von Erleichterungen an seine Untertanen und mit Hilfe von löblichem Gewerbefleiß, durch den man sich bereichert. Bei den allgemeinen Kassen besteht die Hauptsache darin, daß die Kontribution vom Volke und die Pacht von den Pächtern pünktlich entrichtet wird, damit das Militär, die Richter, die Finanzbeamten, die Apanage des Fürstenhauses und alle Staatsausgaben regelmäßig bezahlt werden können. Die Einnahmen der verschiedenen Kassen dürfen weder vermengt noch in Unordnung gebracht, und niemals darf das ganze Jahreseinkommen verausgabt werden, damit der Überschuss und der Staatsschatz stets hinreichen, um einen Krieg wenigstens vier Jahre lang auszuhalten und allen Notlagen, in die der Staat geraten kann, gewachsen zu sein. Die Finanzbeamten müssen sorgsam ausgewählt und in militärischer Unterordnung gehalten werden. Dabei ist weniger auf Erteilung neuer Weisungen als auf sorgfältige Befolgung der bestehenden zu achten. Es gibt Verordnungen, die alle drei Jahre wiederholt werden müs-

¹ Hecker von der Dreifaltigkeitskirche.

sen, und es gibt Fiskale, die unablässig zu ihrer Pflicht und zur Kontrolle derer anzutreiben sind, die die Verordnungen nicht beachten.

Von der Urbarmachung, vom Handel und von den Manufakturen habe ich ausreichend gesprochen. Ich habe nur noch ein Wort über die Pflichten des Herrschers hinzuzufügen. Er soll das Volk lieben und bei allen Gelegenheiten, soweit es von ihm abhängt, sein Los erleichtern, indem er Zahlungen erläßt oder die allzu harten Steuern mildert, indem er den Adel und seine Privilegien aufrechterhält, desgleichen die Städte und Domänenkammern // und Fiskale bestraft, die gegen Adelige, Städte und Bauern böswillige Prozesse anstrengen. Der Herrscher soll es als seine Pflicht betrachten, den Adel zu schützen, der den schönsten Schmuck seiner Krone und den Glanz seines Heeres bildet. Darum soll er ihn nicht allein unbehelligt lassen, sondern danach trachten, seine Lage zu verbessern und, soweit es von ihm abhängt, ihn zu bereichern.

Es gibt eine Art Müßiggänger und Nichtsteuer, die man Projektentwerfer nennt. Der Herrscher hat allen Anlaß, sich vor ihren schlechten Vorschlägen zu schützen. Sie führen zwar immerfort den Vorteil des Herrschers im Munde, aber recht besehen deckt sich dieser Vorteil mit dem Verlust und Ruin seiner Untertanen. Aus meiner Zeit kenne ich keinen Fürsten, der nicht von solchen Spitzbuben hinters Licht geführt worden ist, aber keiner so grob wie der König von Polen.

Ein Fürst, der seine Angelegenheiten in gute Ordnung gebracht hat, könnte noch allerlei schöne Einrichtungen treffen, die eines Vaters des Volkes würdig sind. Zunächst die Gründung und Sicherstellung eines Hauses für 200 Offizierswitwen; das würde 25 000 bis 30 000 Taler erfordern. Ferner in allen großen Städten die Einrichtung von Anstalten zur Erziehung der Findelkinder auf Staatskosten. Und schließlich noch eine Akademie (die man in Berlin gründen könnte), um zwanzig junge Edelleute im Studium der Wissenschaften und allen Leibesübungen heranzubilden, die sich für Leute von Stand geziemen¹). Diese Projekte habe ich längst gefaßt; ich werde aber vielleicht nie das Glück haben, sie zur Ausführung zu bringen.

Weiterführende Literatur:

Born, Karl Erich (1979), *Wirtschaft und Gesellschaft im Denken Friedrichs des Großen* (Akademie der Wissenschaften und der Literatur, Abhandlungen), Wiesbaden.

¹ Dieser Plan gelangte 1765 mit der Gründung der »Académie des Nobles« zur Ausführung; sie bildete eine Art Selekt des Kadettenkorps. Vgl. die eigenhändigen Instruktionen des Königs: Ges. Werke, Bd. 8, S.251 ff.

Quelle 10

»Ein Märchen«, Leserbrief aus der Tageszeitung *Holsteinischer Courier* vom 31. August 1923

Aus: Arbeitsgemeinschaft »Stadtgeschichte« der Volkshochschule Neumünster (Hg.): *Neumünster – Vom Kaiserreich zur Inflation. Eine Dokumentation der Jahre 1910–1923*, Neumünster 1983, S. 81.

zu S. 147 im Buch

Der Leser hat das Wort

Ein Märchen.

Es war einmal ein Mann, der ging am 25. August aufs Postamt, um einen Brief nach Hamburg zu schicken. Der Brief wog 18 Gramm und kostete 20 000 *ℳ* Porto. Der Mann forderte sich jetzt eine Briefmarke zu 20 000 *ℳ*. Aber der Beamte am Schalter sagte: Wir haben solche Marken nicht. Hier sind die letzten 20 Marken zu 1 000 *ℳ* das Stück. – Der Mann nahm die 20 Marken und beklebte seinen Brief nach Hamburg. – Da sagte aber der Beamte: Nun wiegt der Brief 21 Gramm und kostet 25 000 *ℳ* Porto. Aber meine Marken zu 1 000 *ℳ* sind jetzt auch alle. Ich habe nur welche zu 1 *ℳ* das Stück. – Da kaufte sich der Mann 5 000 Marken zu 1 *ℳ* das Stück und frankierte damit seinen Brief von neuem. Die Zunge klebte ihm am Gaumen, als er fertig war, denn der Klebstoff, wie auch die Marken waren noch Friedensware. Und er übergab den Brief zur Auslieferung. – Aber der Beamte sagte nun: Mit nichten, lieber Freund, Dein Brief wiegt jetzt 100 Gramm und dafür mußt du weitere 5 000 *ℳ* entrichten. Meine Marken zu 1 *ℳ* das Stück sind inzwischen aber auch alle geworden. Hier sind die nötigen Bogen zu 50 *ℳ* das Stück. – Der Mann war ein guter Republikaner und fing wieder an zu lecken und zu kleben. Aber als er fertig war, war sein Brief für das bezahlte Porto wieder zu schwer geworden. – Da fing er wieder zu kleben an, und wenn nicht inzwischen Marken von mindestens 1 000 *ℳ* Wert eingetroffen sind, so klebt er heute noch.

Weiterführende Quelle und Literatur:

Feldman, Gerald D. (1996), *The Great Disorder. Politics, Economics, and Society in the German Inflation, 1914–1924*, New York.

Ostwald, Hans (1931), *Sittengeschichte der Inflation. Ein Kulturdokument aus den Jahren des Marktsturzes*, Berlin.

Quelle 11

Henschel, Volker (1981), »Produktion, Wachstum und Produktivität in England, Frankreich und Deutschland von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum Ersten Weltkrieg. Statistische Grenzen und Nöte beim internationalen wirtschaftshistorischen Vergleich«, in: *Vierteljahresschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte* 68, Heft 4, S. 457–510

Auszug: S. 463–465
zu S. 178 im Buch

2. Das Kaufkraftverhältnis zwischen Mark und Pfund Sterling sowie Mark und Franc
1855/64 bis 1905/13

Wie auch immer Qualität und Vergleichbarkeit der einzelstaatlichen Daten beschaffen sein mögen; damit Vergleiche auch nur probiert werden und dabei ein gut Teil ihrer Möglich- oder Unmöglichkeiten offenbaren können, ist es nötig, die nationalen Werte auf einen vergleichbaren Nenner zu bringen. Sie müssen in ein und derselben Währung ausgedrückt werden. Es leuchtet ohne weiteres ein, daß die offiziellen Wechselkurse im Verdacht sind, nicht sonderlich geeignete Mittel der erforderlichen Transformation zu sein. Gebraucht wird ein Wertverhältnis der Währungen, das die unterschiedliche Binnenkaufkraft der jeweiligen Währungseinheiten reflektiert. Das tun Wechselkurse bestenfalls höchst vermittelt und mutmaßlich verzerrt. Zunächst und vor allem reflektieren Wechselkurse den Zustand und die Entwicklung der Zahlungsbilanzen, und wenn sie durch Staats- oder Zentralbankinterventionen manipuliert werden, noch nicht einmal das. O'Brien/Keyder adaptieren deshalb das Konzept der OECD, Kaufkraftparitäten zu errechnen und verwandeln es den Möglichkeiten der Wirtschaftsgeschichte an. Das geht folgendermaßen vor sich: die gesamte Güterproduktion wird in sechs Güterbereiche zerlegt. Es wird angenommen, daß das Verhältnis der (quantitativ nicht feststellbaren) binnenwirtschaftlichen Nachfragestruktur gleich- oder doch immerhin sehr nahekommt. Für jeden Güterbereich wird nun ein Güterpreis ausgewählt, von dem begründet zu vermuten ist, daß er hinsichtlich Niveau und Entwicklung repräsentativ ist. Die sechs Güterbereiche, die O'Brien/Keyder zusammengestellt haben, und die ich nolens-volens übernehme, sind: tierische Produktion, pflanzliche Produktion, Bergbau, Metallerzeugung und -verarbeitung, Textil- und Bekleidungsindustrie sowie Nahrungsmittelindustrie. Damit ist durchgehend die gesamte landwirtschaftliche, aber nur ein abnehmender Teil der Industrieproduktion erfaßt. In England sank der Anteil von 90 auf 62, in Deutschland von 80 auf ebenfalls 62%²¹, für Frankreich läßt es sich nicht vergleichbar ermitteln. Als repräsentative Preise wurden die Preise für Weizen, Rindfleisch, Kohle, Roheisen, Baum- // wollgarn und Mehl gewählt. Mit Hilfe der Wertschöpfungs-, will sagen: Verbrauchsrelationen und der repräsentativen Preise läßt sich nun zunächst ausrechnen, wie – sagen wir: – 100 Einheiten einer Währung auf den

²¹ Damit sich die Anteile der sechs Bereiche zu 100 ergänzen, wurde der Anteil der nicht erfaßten Branchen den Anteilen der erfaßten proportional zugeschlagen.

Verbrauch von Gütern der sechs Bereiche verteilt werden. Für Deutschland in den Grenzen des späteren Kaiserreichs sah die Rechnung für das Jahr 1861 zum Beispiel folgendermaßen aus:

Tabelle 1
Relativer Verbrauch in Deutschland 1861

Güterbereich	Gewicht	Preis ³	Nachgefragte Menge (kg) ⁴	Engl. Preis (shilling)
Tierische Produktion ¹	31	1.06	29.2	0.87
Pflanzliche Produktion ²	26	0.22	116.6	0.21
Bergbau	3	6.40	468.8	10.50
Metallindustrie	8	70.00	114.3	74.97
Textil- und Bekleidungsindustrie	19	2.41	7.9	1.98
Nahrungsmittelindustrie	13	0.4	32.5	0.35

¹incl. Fischerei

²incl. Forstwirtschaft

³für Weizen, Rindfleisch, Garn und Mehl = pro kg.

für Kohle und Roheisen = pro t.

⁴Gewicht

Preis unter der Voraussetzung, daß 100 Mark für den Verbrauch aller sechs Gütergruppen zur Verfügung stehen.

Quelle: Hoffmann, Wachstum, S. 313,333,390f., 454, 506, 552, 558, 578. Alfred Jacobs, Hans Richter, Die Großhandelspreise in Deutschland von 1792 bis 1934. Sonderheft des Instituts für Konjunkturforschung Nr. 37, Berlin 1936, S. 63 – O'Brien/Keyder, Economic Growth, S. 44. Es wurde angenommen, daß sich die bei Hoffmann nicht ausgewiesenen Wertschöpfungsanteile der pflanzlichen und der tierischen Produktion in gleicher Weise zueinander verhielten wie die Anteile der Produktion nach Abzug von Aussaat, Verfütterung und Schwund.

Man kann nun weiter fragen, wieviel Pfund Sterling jemand aufwenden mußte, der 1861 die gleiche Güterkomposition in England kaufen wollte. Die Antwort ist einfach. Man muß die deutschen Mengen nur mit englischen Preisen bewerten und die Werte zusammenrechnen. Dabei kommt man auf 90,4 Shilling. Wenn man 1861 für 90,4 Shilling oder 4,52 Pfund Sterling in England genau das gleiche kaufen konnte wie für 100 Mark in Deutschland, war 4,52 Pfund Sterling gleich 100 Mark oder 1 Pfund Sterling gleich 22,12 Mark offenbar ein sinnvolles Kaufkraftverhältnis zwischen Pfund und Mark. Freilich nur eines. Denn der Gedanke liegt ja nicht fern, daß die Engländer eigentlich gar nicht genau das gleiche kaufen wollten wie die Deutschen, sondern ihr Einkommen lieber ganz anders auf die sechs Gütergruppen verteilten. Genauso war es.²² Deshalb ist es ebenso sinnvoll, die Angelegenheit aus englischer Sicht

²² Das heißt, genauso war es sicher nicht, weil weder Deutsche noch Engländer ihr Einkommen ganz freiwillig im statistisch ausgewiesenen Verhältnis auf die Gütergruppen verteilten. Die Höhe des realen Einkommens bestimmte größtenteils dessen Verwendung. Das ist das alte, allbekannte Engel-Schwabsche-Gesetz.

anzugehen, festzustellen, wie viel Mengeneinheiten die Engländer von jeder Gütergruppe kauften, wenn sie 100 Shilling ausgeben konnten, und diese Mengen dann mit deutschen Preisen zu bewerten. Dabei kommt ein anderes Kaufkraftverhältnis heraus, das // für das Pfund etwas günstiger ausfällt. Das muß nicht so sein. Es ist aber nicht erstaunlich, daß es so ist. Denn wenn die Preisstrukturen zweier Länder, für die man auf diesem Wege Kaufkraftparitäten ermittelt, nicht zufällig identisch sind, werden allemal unterschiedliche Paritäten herauskommen und notwendigerweise wird immer das Land vergleichsweise besser abschneiden, dessen Verbrauchsstruktur zugrunde gelegt worden ist, weil dabei die Menge jener Güter, deren Preise in diesem Land im Verhältnis zu den anderen Preisen niedriger liegen, schwerer zu Buche schlagen als bei Verwendung der fremden Verbrauchsstruktur.

Kurz, es gibt – wenn man die Art der Kalkulation überhaupt akzeptiert – zwei gleichermaßen sinnvolle Wege, zu Kaufkraftparitäten zu gelangen und deshalb auch zwei gleichermaßen sinnvolle Kaufkraftparitäten. Es kommt auf das historische Erkenntnisinteresse an, mit welcher besser gedient ist. Im vorliegenden Zusammenhang dürfte es sinnvoll sein, jedem Land seine Mengenstruktur und damit die ihm günstigere Parität zuzugestehen. Ganz so wichtig ist es übrigens nicht; denn die Differenzen zwischen den Paritäten waren nie horrend und infolge konvergierender Preisstrukturen in den drei Ländern im Lauf der Zeit immer geringer.

Das ist also nicht das Problem. Das Problem ist vielmehr, Daten zu finden, mit denen für eine hinreichend große und halbwegs gleichmäßig über den Zeitraum verteilte Anzahl von Paritäten errechnet werden könnte. Damit tut man sich schwer. Nicht so sehr im Falle Frankreichs; denn für Frankreich liegen alle benötigten Angaben als Zehnjahresdurchschnittswerte vor. Wohl aber im Falle Englands und Deutschlands. Für beide Länder gibt es nur für einzelne Jahre vollständige Datensätze. Leider sind es nicht durchweg die gleichen Jahre. Für England sind es die Jahre 1856, 1873, 1899, 1907; für Deutschland die Jahre 1861, 1882 und 1907.²³ Wenn man O'Brien/Keyder folgt und die Jahresdaten in der berechtigten Annahme, daß sich die Produktionsstrukturen in kurzen Zeiträumen nicht dramatisch ändern, als »Repräsentanten« für das Jahrzehnt nimmt, in das sie fielen, so kann man Paritäten aller drei Länder nur für die Jahrzehnte 1855/64 und 1905/03 berechnen, dazu englisch-französische für die Jahrzehnte 1865/74 und 1895/04 sowie deutsch-französische für das Jahrzehnt 1875/84. Alle übrigen Austauschverhältnisse müssen durch Inter- oder Extrapolation der Basisdaten oder der Rechenergebnisse geschätzt werden.

Weiterführende Literatur:

Cassel, Gustav (1918), Abnormal Deviations in International Exchanges, in: *Economic Journal* 28, S. 413–415.

Taylor, Alan M./Taylor, Mark P. (2004), »The Purchasing Power Parity Debate«, in: *Journal of Economic Perspectives* 18, Heft 4, S. 135–158.

²³ Nur für diese Jahre gibt Hoffman in Tabelle 76, S. 390f. Gewichte für die Produktion von Industriegüterbranchen an. Mit dem Bergbau hat man seine besonderen Schwierigkeiten, weil er nicht unter »Gewerbe« subsumiert ist, es aber auch keine Produktionswerte in laufenden Preisen für ihn gibt.

Quelle 12**»Deutsche Bankhäuser als Kaffeeverteuerer«, *Berliner Tageblatt* vom 17. März 1911**

Aus: Bundesarchiv Berlin-Lichterfelde, Bestand R 8034 II (Reichslandbund, Presseauschnittsammlung), Akte Nr. 15273, Blatt Nr. 29

zu S. 180 im Buch

Deutsche Bankhäuser als Kaffeeverteuerer

Das Bankhaus S. Bleichröder sucht sich, wie wir diesbezüglichen Auslassungen des »Berliner Börsen-Couriers« entnehmen, gegen den von uns erhobenen Vorwurf zu verteidigen, dass es gemeinsam mit anderen deutschen Bankfirmen indirekt die Schuld an der jetzigen Kaffeeteuerung trage. Um die grossen Kaffeevorräte, über die der Staat Sao Paulo seit 1906 verfügte, dem Markt fernhalten zu können, schlossen, wie bekannt sein dürfte, im Jahre 1908 mehrere Banken eine Anleihe mit der Regierung von Sao Paulo in Höhe von 306 Mill. M. ab, an der sich die deutschen Bankhäuser S. Bleichröder, L. Behrens u. Söhne, Schröder Gebrüder und Co., M.M. Warburg u. Co., Gebr. Bethmann und Deichmann u. Co. beteiligten. Zu dieser Anleihe bemerkte jetzt die Firma S. Bleichröder folgendes:

Verschiedentlich ist zu Unrecht behauptet worden, dass die Einführung eines kleinen Teils der Sao-Paulo-Anleihe in Deutschland an der gegenwärtigen Kaffeeverteuerung mit die Schuld trage. Die Anleihe ist zu keinem anderen Zwecke abgeschlossen worden, als um die durch die Aufwendungen gestörten Finanzen Sao Paulos zu ordnen, hiermit den Staat in den Stand zu setzen, auch die in Deutschland kontrahierten Schulden zurückzuzahlen, und um die Kaffeevalorisation definitiv zu beendigen. Trotz verschiedener gegenteiliger Zeitungsnachrichten fehlt jeder Anhalt dafür, dass die brasilianische Bundes- oder Sao-Paulo-Regierung sich neuerdings an spekulativen Kaffeoperationen beteiligt; sie kommen vielmehr ihren bei Anleiheabschluss übernommenen gegenteiligen Verpflichtungen aufs korrekteste nach. Wäre die Einführung der in Deutschland zugelassenen 2 000 000 Pfund Sterling Sao-Paulo-Anleihe seinerzeit unterblieben, so hätte sich an der Gesamtsituation nichts weiter geändert, als dass der schöne Nutzen an Kapital und Zinsen, den die Anleihe dem Besitzer abwirft, statt in die Hände deutscher Kapitalisten auch für diese 2 000 000 Pfd. Sterling in die Hände von Kapitalisten der anderen an der Anleihe beteiligten Länder gewandert wäre.

Hierauf ist zu erwidern: Es ist richtig, dass die Anleihe am letzten Ende den Zweck verfolgt, die »Kaffeevalorisation zu beenden«. In welcher Weise geschieht das aber? Solange die Preise von Kaffee sehr niedrig waren, konnte man es gelten lassen, dass die für die Verwertung des valorisierten Kaffees eingesetzte »Kommission« nur kleine Quanten herausgab, um nicht noch schärfere Preisrückgänge herbeizuführen. Inzwischen ist aber eine ausserordentliche starke Preissteigerung eingetreten. Ein Vergleich mit den Preisen im letzten Jahre ergibt folgendes Bild.

Es kostete in Hamburg:

	½ kg Kaffee unverzollt	
	höchster	niedrigster
1908	33 ¼ Pf.	27 Pf.
1909	37 ¾	31 „
1910	57 ½ „	33 ½

Der jetzige Preis ist 53 Pf.! Zu diesen Preisen kommt für die deutschen Konsumenten noch der seit der Reichsfinanzreform erhöhte Einfuhrzoll.

Haben nun etwa die deutschen Bankfirmen ihren Einfluss dahin geltend gemacht, dass der Preissteigerung durch eine Herausgabe aus den aufgespeicherten Vorräten entgegengetreten wird? Es ist nichts davon bekannt geworden. Im Gegenteil. Nur ungefähr dieselben geringen Quanten wie zur Zeit der niedrigeren Preise werden herausgegeben, um nur ja nicht den Kaffeeverteuerern ihr edles Handwerk zu stören. Es sind immer noch viele Millionen Sack Kaffee aufgespeichert. Wer hat den Vorteil davon? – Die mit den Banken gemeinsam das »Verkaufskomitee« bildenden Kaffeegrosshändler. Diese haben sich die Steigerung der Kaffeepreise in ergiebigster Weise zunutze gemacht.

Es wird sogar von manchen Seiten behauptet, dass dieselben Kaffeehändler, die an die Aufspeicherung der alten Vorräte mitwirken, schon an einem neuen Corner beteiligt sind, der von brasilianischen Pflanzern und der Regierung begünstigt wird. Ob diese Behauptungen zutreffend sind, wollen wir dahingestellt sein lassen. Jedenfalls bleibt die Tatsache bestehen, dass die erwähnten deutschen Bankfirmen an den Kaffeeverteuerungen mitgewirkt haben. Von diesem Vorwurf werden sie sich durch keine Verklausulierung des Sachverhalts rein waschen können! Um der Kaffeeteuerung entgegenzutreten zu können muss unbedingt gefordert werden, dass die Banken die Herausgabe eines grossen Quantum von Kaffee veranlassen!

Weiterführende Literatur und Quellen:

Hanssen, Alphons B. (1902), *Wanderungen durch die Kaffee-Länder der Erde. Eine Weltreise in den Jahren 1896–1908*, Hamburg.

Rischbieter, Laura (2011), *Mikro-Ökonomie der Globalisierung. Kaffee, Kaufleute und Konsumenten im Kaiserreich 1870–1914*, Köln/Weimar/Wien.

Scherrer, Hans (1928), Die Kaffeevalorisation und Valorisationsversuche in anderen Welthandelsartikeln, in: *Weltwirtschaftliches Archiv* 14, S. 336–398.

Quelle 13

Niehans, Jürg (1995), *Geschichte der Außenwirtschaftstheorie im Überblick*

Auszüge: S. 27–30, 42

zu S. 192 im Buch

2. Die komparativen Kosten

Der Schlüssel zu einer brauchbaren Kostentheorie des internationalen Handels lag in einer einfachen Überlegung: Der internationale Austausch ist für ein Land offenbar dann sicher vorteilhaft, wenn er ihm von **allen** Gütern mehr verspricht als die Selbstversorgung. Die Einfuhrgüter müssen im Weltmarkt ein geringeres Opfer an Ausfuhrsgütern kosten, als wenn sie im Inland produziert würden.

Diese Einsicht war zur Zeit von Adam Smith in der Literatur längst vorhanden. Schon 1663 hatte sie Samuel Fortrey, von Schumpeter als ein durchaus unbedeutender Schriftsteller eingestuft, wie folgt ausgedrückt: »Selbst wenn wir unseren Boden für etwas Wertvolleres verwenden, wird es uns nie an Getreide fehlen, obgleich wir keines anpflanzen, denn die wertvolleren Exportgüter, die wir an seiner Stelle produzieren, bringen uns nicht nur ebensoviel Getreide ein wie jener Boden hervorgebracht hätte, sondern überdies noch viel Geld.« (Fortrey 1907, 226) In einer anonymen Schrift über den Ostindienhandel von 1701 findet sich dazu das folgende Rechenexempel: »Wenn neun [Arbeiter] in England nicht mehr als drei Scheffel Weizen produzieren können, während sie mit gleicher Mühe von einem anderen Land neun Scheffel einzutauschen vermöchten, dann bedeutet ihre Beschäftigung in der einheimischen Landwirtschaft, daß neun nicht mehr leisten als ebensogut von dreien hätte geleistet werden können, ... somit einen Verlust von sechs Scheffel« (zitiert in Viner 1937, 105). Von hier zu den komparativen Kosten scheint nur ein Schritt zu sein. Dieselbe Überlegung liegt auch Adam Smiths Hausvaterregel zugrunde, nichts selber zu verfertigen, das billiger gekauft werden kann. Smith hat aber den entscheidenden Schritt nicht getan, sondern sich vielmehr auf den Vergleich von Geldkosten ablenken lassen [5].

Die Weiterentwicklung dieser Überlegungen zu einer Theorie der internationalen Arbeitsteilung war das Verdienst von Robert Torrens und David Ricardo. Torrens (1780–1864), ein früherer Oberst der Marineinfanterie, war ein ökonomische Publizist, ein liberaler Politiker und ein einflußreicher Parlamentarier [6]. David Ricardo (1772–1823) hatte sich als reicher Mann vom Bankgeschäft zurückgezogen, um sich seinen ökonomischen Studien zu widmen, und war der führende Wirtschaftstheoretiker seiner Zeit und eine Finanzautorität des Unterhauses geworden. Im Außenhandel sah er vor allen das Mittel, um die Lebenskosten zu senken, dadurch dem tendenziellen Fall der Profitrate entgegenzuwirken und so die Selbstbremsung des volkswirtschaftlichen Wachstums hinauszuschieben. Torrens und Ricardo standen in ständigem persönlichen Kontakt, und ihre Prioritätsansprüche sind deshalb unklar und umstritten. In Bezug auf die komparativen Kosten scheint die Priorität eher Torrens zuzustehen,

aber Ricardo hat ihn an Klarheit, Vollständigkeit und analytischer Tiefe übertroffen. Im Folgenden wird das Zahlenbeispiel aus Ricardos *Principles* verwendet. [7].

Man stelle sich vor, das internationale Austauschverhältnis zwischen englischem Tuch und portugiesischem Wein sei $\pi = T_E/W_P = 1$, was durch geeignete Wahl der Einheiten stets erreicht werden kann. In England koste eine Einheit Tuch $a_T^E = 100$ und eine Einheit Wein $a_W^E = 120$ Arbeitsstunden.

Dies bedeutet, daß England im Inland für eine Einheit Wein auf

$$k_E = \frac{a_W^E}{a_T^E} = \frac{120}{100} = 1\frac{1}{5}$$

Einheiten Tuch verzichten muß. Also ist es effizient, den Wein zu importieren. Das ist die Hausvaterregel für England. In Portugal hingegen kostet eine Einheit Tuch $a_T^P = 90$ und eine Einheit Wein $a_W^P = 80$. Dies bedeutet, daß Portugal im Inland statt einer Einheit Wein

$$k_P = \frac{a_W^P}{a_T^P} = \frac{80}{90} = \frac{9}{8}$$

Einheiten Tuch produzieren kann. Es ist somit vorteilhafter, den Wein zu exportieren. Das ist die Hausvaterregel für Portugal.

Zum angenommenen internationalen Austauschverhältnis ist also der Austausch von englischem Tuch gegen portugiesischen Wein für beide Länder von Vorteil. Anders ausgedrückt: Wenn sich ein internationales Austauschverhältnis finden läßt, bei dem die Hausvaterregel für beide Länder erfüllt ist, dann ist die internationale Arbeitsteilung effizient. Wann läßt sich ein solches Austauschverhältnis finden? Offenbar immer dann, wenn $k_E \neq k_P$. Diese k 's sind natürlich nichts anderes als die komparativen Kosten. Wenn die komparativen Kosten verschieden sind, ergibt jedes Austauschverhältnis, das zwischen ihnen liegt, eine effiziente Arbeitsteilung. Die Pointe liegt darin, daß es auf das Niveau der englischen Produktionskosten im Vergleich zu den portugiesischen gar nicht ankommt. Selbst wenn England für sämtliche Güter höhere Produktionskosten hat als Portugal, lohnt es sich, das Tuch in England herzustellen. Wesentlich ist einzig das Niveau der Weinkosten im Vergleich zu den Tuchkosten in jedem der beiden Länder [8]. Das Prinzip der komparativen Kosten gibt nur die Bedingungen eines effizienten Güteraustausches an. Ob der wirkliche Güteraustausch diese Bedingungen erfüllt, bleibt zunächst offen. Kaufleute pflegen sich ja nicht um komparative Kosten zu kümmern. Maßgebend für ihre Aus- und Einfuhrsgeschäfte sind vielmehr die Geldkosten, und diese können, wie es scheint, von den komparativen Kosten himmelweit verschieden sein. Es ist das Verdienst Ricardos, nachgewiesen zu haben, daß auf die Dauer die Relationen der Geldkosten in der Tat die komparativen Kosten spiegeln. Dieser Nachweis beruht auf der Verbindung der Theorie der komparativen Kosten mit dem Geldmengenmechanismus. Stellen wir uns vor, die Effizienz verlange den Austausch von englischem Tuch gegen portugiesischen Wein. Zu den augenblicklich herrschenden Geldpreisen seien aber beide Waren in Portugal billiger als in England. Die englischen Kaufleute importieren somit beide Waren und bezahlen sie in Gold

und Silber. Infolgedessen erlebt Portugal eine steigende Geldmenge und steigende Preise, während in England Geldmenge und Preise fallen. Diese Geldströme dauern so lange an, bis es vorteilhaft geworden ist, das Tuch von England nach Portugal zu exportieren. In der Notwendigkeit des Geldmengenmechanismus sah Ricardo den grundlegenden Unterschied zwischen Binnenhandel und Außenhandel. Im Inneren einer Volkswirtschaft sorgt die Beweglichkeit der Produktionsfaktoren, vermittelt des Ausgleichs der Faktoreinkommen, dafür, daß die Geldpreise die komparativen Kosten spiegeln. Im Außenhandel hingegen, bei unbeweglichen Produktionsfaktoren, muß der Geldmengenmechanismus dafür sorgen. Dies ist der hauptsächlichliche Grund dafür geworden, daß sich neben der Theorie des allgemeinen Gleichgewichts eine Theorie des internationalen Handels entwickelt hat [9].

Mit dem Prinzip der komparativen Kosten hatte die klassische Außenhandelstheorie ein grundlegendes Effizienzkriterium gefunden, das bis in die moderne Zeit der linearen Programmierung seine Bedeutung behalten hat. Eine vollständige Theorie des internationalen Handels hat aber auch Ricardo nicht ausgearbeitet. Offenbar gibt es im Allgemeinen zahlreiche verschiedene Austauschrelationen, bei denen ein effizienter Güteraustausch zustande kommen kann, und bei jedem solchen Austauschverhältnis können verschiedene Mengen getauscht werden. Welche dieser Möglichkeiten sich verwirklicht, darüber hatte Ricardo nichts zu sagen. Diese Lücke kann nur geschlossen werden, wenn neben den Kosten auch die Nachfrage herangezogen wird.

[...]

II.7. David Ricardo: Komparative Kosten: »Die Menge an Wein die [Portugal] im Austausch für das englische Tuch hinzugeben hat, bestimmt sich nicht nach den beiderseitigen Menden an Arbeit, die für ihre Produktion aufgewendet wird, wie es sein müßte, wenn beide Güter in England oder in Portugal hergestellt würden.

In England mögen die Verhältnisse so liegen, daß die Produktion des Tuches die Arbeit von 100 Männern während eines Jahres erfordert; und wenn es Wein herzustellen versuchte, würde dieser die Arbeit von 120 Männern während der gleichen Zeit erfordern. England würde deshalb seinen Vorteil darin finden, Wein zu importieren und ihn durch den Export von Tuch zu erkaufen.

Um den Wein in Portugal herzustellen, möge lediglich die Arbeit von 80 Männern erforderlich sein, und im gleichen Lande mag die Produktion von Tuch die Arbeit von 90 Männern während der gleichen Zeit beanspruchen. Es wäre für Portugal deshalb vorteilhaft, den Wein im Austausch für Tuch ins Ausland zu exportieren. Dieser Austausch könnte stattfinden, trotzdem die portugiesischen Einfuhrgüter in Portugal mit weniger Arbeit hergestellt werden könnten als in England.« (Ricardo 1951 a, 134–5).

Chipman (1965–6 I, 479–80) hat Ricardo vorgeworfen, die Argumentation der beiden letztzitierten Abschnitte sein nicht schlüssig und könne durch die bloße Wahl anderer Maßeinheiten ins Gegenteil verkehrt werden. Dieser Vorwurf ist zwar dem Buchstaben nach berechtigt, verliert aber seine Kraft, sobald man berücksichtigt, daß beide Stellen auf dem Hintergrund des vorangehenden Abschnittes zu verstehen sind, in dem von Mengen gesprochen wird, die sich gegeneinander austauschen.

Weiterführende Literatur:

Chipman, John S. (1965), A survey of the Theory of International Trade, in: *Econometrica* 33(3): 477–519; 33(4): 685–760; 34(1)18–76.

Fortrey, Samuel (1907), *England's Interest and Improvement [1663]*. Hrsg. J.H. Hollander. Baltimore.

Ricardo, David (1951a). *Principles of Political Economy* [1871]. *The Works and Correspondence of David Ricardo* Bd. 1, Cambridge.

Viner, Jacob (1937), *Studies in the Theory of International Trade*. New York, London.